Nr. 42. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 16. Oktober 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten ($2^1/_2$ Bogen), der „Jeschurun" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten ($^1/_2$ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Eine Missionsschrift.

I.

Eine „Israel war ein Bekenntnis und ein Volk und wird beides wieder werden" betitelte, von Pfr. K. in Dr. bei M. verfaßte und von Friedrich A. Wilhelm in Leipzig verlegte Broschüre wurde vor einiger Zeit „an den deutschen (sic!) Rabbinat" gratis und franko verschickt. Derselbe nur durch Initialen angedeutete Verfasser hatte schon vorher eine andere Brochüre, betitelt: „Die jüdische und die christliche Moral" in derselben den Empfängern bequemen und billigen Weise dem „deutschen Rabbinat" zukommen lassen. Aber der von dem Verfasser beabsichtigte Erfolg blieb aus, obgleich dieser Erfolg in nichts weiter bestehen sollte, als daß „der deutsche Rabbinat" eine Erwiderung vom Stapel laufen lasse. Aber — sonderbar! — weil der Erfolg ausblieb, ließ sich der Verfasser nicht abschrecken und schickt die zweite Brochüre an dieselben Adressen. Was nun? Soll der arme Mann, der nichts verlangt, als eine Antwort, sein ganzes Leben lang gezwungen sein, Brochüren zu schreiben und zu verschicken? So will ich der Gabiha b. Pesisa sein, nicht um uns gegen die Ausführungen der Brochüre zu verteidigen, sondern um den Verfasser von seiner Jagd nach dem Glück einer Antwort zu erlösen.

Uns gegen die Ausführungen der Brochüre zu verteidigen — das wäre entweder **überflüssig** oder **unmöglich**. Die Brochüre ist das Werk eines Mannes, der zu jenen gehört, die sanft sind, wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Für den Verfasser der Brochüre, wie er sich in dieser darstellt, existiert die ganze Welt nicht, sondern nur die Heilige Schrift. Aber diese nicht in ihrer einfachen Bedeutung, sondern in der künstlichen Verzerrung, in welche Sophisterei, Homilie und Missions-Tendenz sie nur verdrehen konnten. Von dem **Himmel** weiß er nichts, als daß er die Ehre Gottes erzählt, von den **Menschen** nur, daß sie ihrer Natur nach durch die Erbsünde verderbt sind. Von Erfahrung, Wissenschaft und gesundem Menschenverstand thut der Verfasser, als existierten sie nicht für ihn. Der Prophet hat es verheißen, die Prophezeiung des Propheten muß in Erfüllung gegangen sein, die Erfüllung muß unbedingt in dem Ereignis bestehen, das der Verfasser in die Verheißung hineinlegt — das sind seine Axiomata, mit denen er die Zweifler und die Ungläubigen zum Glauben **zwingen** zu können meint. Daß dies nicht Axiomata der Logik, sondern des Glaubens sind, die der Zweifler, der Ungläubige eben nicht anerkennt, ja verspottet; daß diese Voraussetzungen, durch die alles bewiesen werden soll, für den Zweifler und Ungläubigen ja erst selbst bewiesen werden müssen — das kommt dem Verfasser gar nicht in den Sinn. Was soll denn „der deutsche Rabbinat" mit den Thesen des Verfassers anfangen? Selbst **wenn** „der deutsche Rabbinat" von ihnen überzeugt wäre, beim **Laienpublikum** wäre gar nichts damit anzufangen. Der moderne Laie ist — Zeitungsleser; er weiß, was in der Welt vorgeht. Er hat das **Glauben** verlernt, er hält sich ans **Wissen**. „Es steht in der heiligen Schrift" — das ist kein Beweis für den Laien. „Ein Unglaubliches muß vor 2000 Jahren geschehen sein, denn es ist vor 2500 Jahren schon vorher verheißen worden" — das erscheint dem Laien ebenso beweiskräftig, wie etwa der Satz: 2×2 muß 5 sein, denn 3×3 ist ja 10. Also selbst wenn der Prophet unstreitig das verheißen hätte, was der Verfasser hineindeutelt, was der Prophet also sicherlich nicht verheißen hat, selbst dann wäre die Beweisführung des Verfassers ein Gebäude ohne Grund in den Augen des modernen Laienpublikums. Daß sein **eigenes** Laienpublikum

ein ungläubiges ist, das durch solche Beweise nicht zu bezwingen und zu gewinnen ist, das weiß der Verfasser. Aber das Laienpublikum Israels soll gläubiger sein — der Prophet, der im eigenen Lande nichts gilt, soll im fremden Lande mehr gelten, um dann im eigenen Lande auch zur Geltung zu kommen. Das fremde Land sagt aber: Es genügt nicht, daß jemand im eigenen Lande nichts gilt, um in meinem Gebiet als Prophet gefeiert zu werden.

Diesem modernen Laienpublikum gegenüber ist eine Widerlegung ganz überflüssig, den gläubigen Klerikern gegenüber unmöglich, denn es handelt sich um die Interpretation des Prophetenwortes, und darin besteht eben die Differenz zwischen der Mutter- und der Tochter-Religion. Die Mutter-Religion wird immer sagen: Die ganze exegetische Wissenschaft steht auf meiner Seite; die Tochter-Religion wird erwidern: Der Erfolg steht auf meiner Seite. Die Mutter-Religion wird immer geltend machen: Ich muß doch am besten wissen, was meine Propheten gemeint haben; die Tochter-Religion wird erwidern: Die Majorität entscheidet und die Majorität stimmt für mich. Dieser Widerstreit zwischen der innern Ueberzeugung und der Herrschaft des Plebiszits ist so alt wie das Problem der Gewissensfreiheit und wird nicht früher beigelegt sein, bis die Gewissensfreiheit auch von dem Mächtigen nicht als eine Pflicht, sondern als ein Gut geschätzt werden wird. Bis dahin ist alles Streiten und alle Widerlegung unmöglich, und dann wird es überflüssig sein, weil niemand angreifen, niemand blos um Staub aufzuwirbeln, vor fremden Thüren fegen wird: „Es wohnt dann der Wolf mit dem Lamm, der Parder lagert dann beim Zicklein, und Kalb und Löwe und Masttier sind zusammen und ein kleiner Knabe führt sie“ (Jesaj. 11,6) — jetzt noch immer ein kleiner Knabe: der Geist der Menschenliebe. Die Verheißung geht sicher in Erfüllung, wenn auch noch Jahrhunderte darüber vergehen. Aber der ganze Lauf der Weltgeschichte, schon daß an Stelle des Blutes die Tinte, an Stelle des Schwertes die Feder, an Stelle des Feuers die — Gratiszusendung anonymer Brochüren getreten ist — die Scheiterhaufen waren nie gratis und nie anonym — das alles ist der sicherste Hinweis auf die Erfüllung dieser Verheißung, auf das endliche Eintreffen dieses „kleinen Knaben“. Woran wird dieser kleine Knabe zu erkennen sein? Daran, daß er „Kalb und Löwe und Masttier“ an dem Seile der Liebe friedlich neben einander führen wird.

Religions- und Konfirmanden-Unterricht.

Die jüdische Gemeinde zu Berlin hat — das muß ihr der Neid lassen — eine mustergiltige Verwaltung. Alljährlich nach den hohen Feiertagen läßt sie durch ein Inserat in den gelesensten politischen Zeitungen und in dem einen jüdischen Blatte, welches dieser Auszeichnung als würdig befunden wurde, bekannt machen, daß an dem und dem Tage bei den zur Zeit fungierenden Gemeinderabbinern der „Konfirmanden-Unterricht“ begonnen. Die Gemeindeverwaltung macht es den steuerzahlenden Mitgliedern sehr bequem, indem sie sogar die Wohnungen der Rabbiner und deren Sprechstunden durch besagtes Inserat bekannt giebt, so daß wir Familienväter, die wir gesonnen sind, unsern Kindern diesen homöopathischen Religionsunterricht zuteil werden zu lassen, der Mühe überhoben werden, die betreffenden Adressen im Scherlschen Adreßbuch nachzuschlagen. Ohne Zweifel meldet sich jahraus jahrein eine Anzahl von Knaben und Mädchen in dem entsprechenden Alter; die Knaben machen nach „vollendetem“ Unterricht ihre Sache in einer der Synagogen recht niedlich ab, indem sie in der Regel die übliche Gebetsformel beim Vorlesen aus der Thora, die ihnen in lateinischer Schrift vorgeschrieben ward, ziemlich gut hersagen; die Mädchen hingegen werden an einem Sonntage — in der Regel am Pfingstsonntage — „konfirmiert“, bei welcher Gelegenheit die Backfischchen allerliebst aussehen. Gesang und Predigt fehlen natürlich auch nicht und das Judentum ist — wer möchte dies bestreiten? — vollständig „gerettet.“

All diese Veranstaltungen gefallen mir ausnehmend gut. Aber es will mir die eine Frage nicht aus dem Sinn: Wo sind nun die Juden, welche unsere Gemeinde seit einem halben Jahrhundert großgezogen? oder, wenn wir nicht so weit zurückgehen möchten, wo sind die für das Judentum und sein Schrifttum begeisterten Jünglinge und Jungfrauen, die, nachdem sie den „Konfirmanden-Unterricht“ unserer Rabbiner genossen, nachdem sie am Konfirmationstage Gesang und Predigt gelauscht, nachdem sie feierlich gelobt haben, dem Judentum alle Tage ihres Lebens treu zu bleiben, das geworden sind, was wir von ihnen zu erwarten berechtigt waren? Wo sind sie nun alle, die hoffnungsvollen Jünglinge und Jungfrauen Israels, um deren religiöse Erziehung unsere Gemeindeverwaltung sich verdient gemacht? Ich möchte sogar bei dieser Gelegenheit in aller Bescheidenheit eine zweite Frage an die Verwaltung der jüdischen Gemeinde zu Berlin richten: Ist es bisher noch nicht vorgekommen, daß einer der unterrichteten Knaben eine besondere Begabung für das Studium der jüdischen Wissenschaft und der jüdischen Theologie gezeigt? Wäre es vielleicht in diesem Falle nicht eine dankenswerte Aufgabe, den weitern Bildungsgang eines solchen Knaben mit Aufmerksamkeit zu begleiten, ihn in seiner Neigung zu fördern und richtig vorzubereiten, um vielleicht für die Zukunft in ihm einen tüchtigen Theologen, einen begabten Rabbiner, einen kenntnisreichen Prediger zu besitzen? Gewiß erfreut sich die Gemeinde von Berlin derzeit bedeutender Rabbiner, welche durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten eine Zierde der Judenheit sind und deren geistvolle Predigten auf uns einen erziehlichen Einfluß üben. Aber so unsterblich unsere gegenwärtigen Rabbiner auch sein mögen, was würde es schaden, wenn man rechtzeitig für einen würdigen Nachwuchs sorgen wollte?

Nun, wir wollen die Wahrheit ohne jede Umschweife aussprechen: Unser sogenannter Religions- und Konfirmanden-Unterricht liegt sehr im Argen und bedeutet nichts weiter als eine Selbsttäuschung, mit der man das mahnende Gewissen zu betäuben versucht. Der Knabe, der im elterlichen Hause ohne jeden Kontakt mit dem Judentum lebt, wird nicht in einer oder in zwei Stunden wöchentlich die Religion erlernen, noch viel weniger geschieht dieses im sogenannten „Konfirmanden-Unterricht“. Ueberdies ist das Ganze keine jüdische

Einrichtung, sondern blos eine Nachäfferei, ein Produkt unseres würdelosen Zeitalters. Genützt hat es nicht im mindesten, aber wohl ist uns damit Sand in die Augen gestreut worden. Es ist dies ein Stück Komödie, die alljährlich in unseren Synagogen aufgeführt wird, eine Posse mit Gesang, geeignet, die große Menge zu bethören und die Gesamtheit von ernsten Bestrebungen abwendig zu machen.

Man wird vielleicht geneigt sein, diese Behauptung entweder als ein Paradoxon oder gar als Nörgelei zu erklären; indessen handelt es sich in diesem Falle um einen Erfahrungssatz. In vielen jüdischen Familien der Hauptstadt, in denen man noch mit Pietät an dem väterlichen Glauben hängt, war es bisher ein löblicher Brauch, die schulpflichtige Jugend zu Hause in der Religion unterrichten zu lassen. Mitunter wurden durch den genannten Religionsunterricht recht ersprießliche Resultate erzielt. Seitdem aber die Gemeinde offiziell den Konfirmanden- oder Religionsunterricht erteilen läßt, was sie jedoch, wie gemeinhin bekannt, nur sehr ungenügend und zum Teil auch durch ungeeignete Lehrkräfte besorgt, glauben jene Familienväter ihr religiöses Gewissen völlig befriedigt zu haben, wenn sie ihre Kinder an diesem Unterricht teilnehmen lassen. Die Gemeindeverwaltung hat seit Jahren wie in allen kultuellen Angelegenheiten, so auch in der des Religionsunterrichtes eine unglückliche Hand gezeigt. Statt nun die Sache besser zu machen, ist sie bedeutend verschlimmert worden. Der Privatunterricht hört infolge der Gemeinde-Religionsschulen und des Konfirmandenunterrichts durch die Rabbiner auf, während dasjenige, was die Gemeinde bietet, nur Talmi ist, das gelegentlich noch näher beleuchtet werden soll.

Es wäre unserer Gemeindeverwaltung und deren geistlicher Organe würdiger, diese Angelegenheit etwas ernster zu behandeln. Ob sie „Konfirmanden-Unterricht“ erteilen lassen oder nicht, gewiß ist es nicht Sache der Rabbiner, mit solchen Lappalien die Zeit zu vergeuden. Unsere alten Rabbiner forschten den ganzen Tag in der Lehre Gottes und zogen zu diesen Forschungen einen Kreis von Jüngern heran, die sie in die Pforten des Studium einführten; unsere alten Rabbiner machten daher Schule und sorgten für die Fortpflanzung und Weiterentwickelung der jüdischen Lehre. Nie und nimmer aber gaben sie sich mit Kinderunterricht ab, der gewöhnlich in der Hand des Theologen so unfruchtbar als möglich ist. Die Rabbiner könnten viel mehr leisten, wenn sie diese Art von Unterricht geeigneten Lehrern überließen, hingegen selbst aber dafür sorgen wollten, daß in recht vielen jüdischen Familien das Judentum ernster genommen werde. Warum sollen die Rabbiner, wenn sie schon partout die Attitüden der christlichen Geistlichen angenommen, nicht auch ernstlich Seelsorge übernehmen? Warum sollen sie sich nicht mehr um das Familienleben der Gemeindemitglieder kümmern, auf die Kindererziehung Einfluß zu gewinnen suchen? Freilich sollen sie nicht mit dem Tiergartenviertel den Anfang machen — dort sind sie ganz überflüssig, dort ist auch für sie kein Operationsfeld. Aber sie könnten ein wenig „unter das Volk gehen“, sich der ärmeren Klassen annehmen. Da werden sie ein großes Feld finden, das zu bebauen eine Gottesthat wäre. Die Rabbiner müßten aufhören, ein überflüssiger Gemeindeluxus zu sein; sie sollten vielmehr teils wiederum dem Studium der jüdischen Wissenschaft sich widmen, teils aber, wie in der guten alten Zeit, die Väter der Gemeinde sein. Der „Konfirmanden-Unterricht“ durch die Rabbiner ist leicht entbehrlich.

Diese Beschwerde ist nicht nur an die Gemeinde von Berlin zu richten, sondern an sämtliche Großgemeinden Deutschlands. Aber schließlich wäre es von unserer Gemeinde schön und löblich, wenn sie den andern Gemeinden als Muster dienen würde. Verwaltet wird bei uns gut — daran zweifelt kein Mensch, der unsere Verwaltung — nicht kennt; aber es müßte regiert werden, und dazu gehören neue Ideen. Wir bilden doch nicht nur eine Gemeinde, sondern auch eine jüdische Gemeinde. Mit dem pünktlichen Einheben der Gemeindesteuer und deren gewissenhaften Verausgabung ist nichts gethan. Man müßte in erster Reihe dafür sorgen, daß die Bezeichnung „jüdische“ Gemeinde kein Anachronismus werde.

Dr. S. Bernfeld.

„Gottesdienst und Volksbelehrung.“

M. Frankfurt a. M., im Oktober.

II.

Herr S. B. sucht aber seine Ansicht auch historisch zu begründen — aus dem Wesen und der Tendenz der „Pijutim“, der liturgischen Poesien.

Er sagt hierüber folgendes: „Abgesehen von dem unvergleichlichen poetischen Wert dieser liturgischen Stücke, enthalten sie zugleich den wissenschaftlichen Inhalt des Judentums aus den verschiedenen Epochen“ . . . . „Diese religiösen Dichtungen . . . . hatten nicht die Aufgabe zu erbauen, sie waren vielmehr der Belehrung gewidmet und hatten die Aufgabe, die Gemeinde zu erheben, eine Aufgabe, welche sie im vollen Umfange auch erfüllt haben.“ „In unsern Tagen sind uns diese liturgischen Stücke geistig entfremdet“ — — und „den weiten Kreisen der jüdischen Bevölkerung eine unerträgliche Last geworden.“ „Anfänglich sollte die Predigt die Pijutim ersetzen. Aber die moderne Predigt ist der „Erbauung“ gewidmet, die wir Juden weder wollen, noch brauchen. Uns thut Belehrung not“ — — also „belehrende Vorträge!“

Das heißt in Kürze: So lange man die Pijutim nicht abgeschafft hatte, waren die Synagogen gefüllt. Mit der Abschaffung der Pijutim und deren Ersetzung durch die Predigt haben sich die Synagogen geleert, hat die Unwissenheit immer mehr zugenommen. Post hoc, ergo propter hoc: also ist die Abschaffung der Pijutim an dieser Misere unseres Judentums schuld. Die Pijutim können aber nicht wieder eingeführt werden, man verstände sie doch nicht: also an deren Stelle und an Stelle der Predigt — belehrende Vorträge! Diese werden dasselbe leisten, was früher die belehrenden Pijutim geleistet haben.

Wahrlich ein hochinteressantes Kartenhaus als ein Exempel für die falsche Anwendung der Norm: post hoc, ergo propter hoc! Wir haben einen Kranken vor uns, der immer einen gesegneten Appetit hatte und große Portionen kräftiger Nahrung vertragen konnte. Jetzt widert ihn seine gewohnte Nahrung an, er liegt in einem Fieber-Paroxismus. Der Arzt beseitigt die gewohnte Nahrung und verschreibt eine beruhigende Medizin. Der Kranke weist aber die Medizin von sich, er will garnichts

nehmen. Nun kommt der neue Arzt und argumentiert: So lange dem Kranken Medizin verschrieben wird, so lange ist er krank; ergo ist — die verschriebene Medizin die Ursache der Krankheit! — Die synagogale Andacht hatte eine prachtvolle Verdauung, das beweist schon die Quantität der Pijutim. In der neuen Zeit zeigte sich diese Verdauung gestört, die Pijutim wurden, wie Herr S. B. sagt, eine „unerträgliche Last". Der Arzt „Reform" verschrieb „erbauliche Predigt": diese ist so alt, wie die Krankheit, also ist sie die Ursache der Krankheit!

Es ist eben garnicht wahr, daß die Medizin oder das Rezept so alt wie die Krankheit ist. Die Krankheit ist immer früher da, als der Arzt und die Medizin und hat darum eine andere Ursache. Die Medizin hat nichts geholfen, vielleicht weil die Krankheit stärker ist, vielleicht auch weil die Medizin — nicht eingenommen wurde. Die erbauliche Predigt hätte vielleicht Wunder gewirkt, wenn sie nicht vor leeren Bänken gehalten würde. Dasselbe Schicksal wird der belehrende Vortrag haben, wenn er sich an „Holz und Stein" wenden wird. Der Kranke nimmt eben keine Medizin, der Krankheits-Erreger ist stärker als der Arzt, und er wird auch stärker sein als der Natur-Arzt: der „nichtbeamtete Mann!" —

Herr S. B. scheint die Zustände des amerikanischen Judentums im Auge zu haben: dort werden sogenannte „Lectures" gehalten und zwar nicht ausschließlich von „beamteten Männern". Ja, aber Amerika ist das Land der selfmade-men, wo ein Buchbinder einen Franklin und ein Zeitungsjunge einen Edison aus sich macht. Wir in der alten Welt stecken in den spanischen Stiefeln der Schule und des Staates; in die gegebenen Schablonen hineinzuwachsen, das ist unser Ehrgeiz, und dieser Ehrgeiz absorbiert unser ganzes Interesse. Dieser Ehrgeiz hat sich auch der Söhne und Töchter des emanzipierten Judentums bemächtigt; darum die Einseitigkeit unseres Interesses, darum die Tyrannei des Berufes und die Gleichgiltigkeit gegen die Religion und gegen die Synagoge, mag darin eine erbauliche Predigt oder ein belehrender Vortrag widerhallen, und darum unser Mangel an nichtbeamteten Männern für belehrende Vorträge. —

So läge die Sache, auch wenn die Urteile alle, die hier zu einem Paralogismus vereinigt wurden, im einzelnen richtig wären. Aber wie viel fehlt hierzu! Schon den Pijutim einen „unvergleichlichen poetischen Wert" beizulegen, ist eine exorbitante Uebertreibung. Selbst von Gabirols „Kether Malchuth" wäre das zu viel gesagt. Man kann von einem hohen poetischen Wert dieser liturgischen Stücke sprechen, aber nicht von einem „unvergleichlichen". Nicht ein einziges dieser liturgischen Stücke kann dem schwunglosesten Stücke der biblischen Poesien auch nur das Wasser reichen. Die Pijutim sind poetische Bearbeitungen midraschischen und philosophischen, zum Teil auch halachischen und geschichtlichen Materials; aber es sind eben Bearbeitungen. Von dem frischen lebendigen Strahl ursprünglicher Poesie ist da keine Spur. Sie haben eine eigentümliche Schönheit, einen ganz eigenen Reiz durch Einflechtung von Bibelversen und talmudischen Ausdrücken, die durch Anwendung auf ganz andere Vorstellungskreise die geistreichsten Anspielungen bilden. Aber mit dem Maßstab poetischen Wertes gemessen muß das alles vollständig zurücktreten vor der Ursprünglichkeit eines Psalms, oder einer prophetischen Rede, oder des dramatischen Pathos im Hiob, oder der Lyrik im Hohenliede. Das sind eben keine Bearbeitungen. —

Aber diese Uebertreibung verschwindet an Unrichtigkeit ganz und gar neben der zweiten Behauptung: die Pijutim „hatten nicht die Aufgabe zu erbauen, sie waren vielmehr der Belehrung gewidmet." Das ist eine vollständig unrichtige Darstellung des wahren Sachverhaltes. Gerade das Gegenteil ist richtig: die Pijutim dienten nicht der Belehrung, sondern der Erbauung. Das ist so einfach und so selbstverständlich für jeden Kenner unserer Liturgie, daß jeder Beweis überflüssig sein sollte. Sind ja doch die Pijutim Bestandteile der Gebete, und das Gebet hat doch wohl nicht die Belehrung zum Zweck. Ja, es unterscheiden sich die Pijutim von den ältern Gebeten besonders durch die poetische Form, so daß man von jenen noch weniger an eine belehrende Tendenz denken kann als bei diesen.

Hören wir den kompetentesten Kenner der geschichtlichen Verhältnisse unseres Gottesdienstes: Zunz.

In den „Gottesdienstlichen Vorträgen" (S. 379, 2. Aufl.) sagt er als Einleitung zu den „Paitanin": „Die schlichte Hagada war einst aus der öffentlichen Gottesverehrung hervorgegangen, die poetische kehrte jetzt dahin zurück; jene hatte ihre Wurzel in dem einen Bestandteile des Synagogendienstes, in der Belehrung, diese wuchs aus dem andern, dem Gebete, empor."

Hier haben wir es in klaren, unzweideutigen Worten, in welche Kategorie die Pijutim zu setzen sind: in die der „Gebete", im Gegensatz zu der der „Belehrung".

Es wäre also, wenn man erst zugiebt, daß die Pijutim eine „unerträgliche Last" geworden, die abgeworfen werden müsse — was ich freilich nicht zugebe — ganz folgerichtig gewesen, daß man an Stelle der liturgischen Poesie die Predigt gesetzt hat und zwar die erbauliche, denn die Pijutim gingen nicht aus der Wurzel der „Belehrung" hervor.

Wie steht es nun aber mit der Behauptung: „Wir Juden wollen weder noch brauchen wir Erbauung?" Und mit der andern: „Die moderne Predigt ist der Erbauung gewidmet und nicht der Belehrung?"

Ich weiß nicht, auch ich glaube meine Juden zu kennen, aber wie ich sie kenne, wollen und brauchen sie „Erbauung". Ich habe immer gefunden, daß nur die nicht erbauliche Predigt unseren Juden nicht gefallen hat: „Ich war heute garnicht erbaut" — lautete dann das Verdikt. Und wer sollte mehr der Erbauung bedürfen, als gerade wir Juden, die wir in größerem Maße den Berufen angehören, wo das trockene, nüchterne, verstandsmäßige Zählen und Rechnen und Wiegen und Gegeneinanderhalten und Spekulieren und dgl. kalte Ueberlegung die Haupttätigkeit bildet? „Wir Juden brauchen keine Erbauung" — — wie, bieten die Psalmen, bieten die flammenden Reden der Propheten keine Erbauung? Ja, sollte man wohl imstande sein, das psychologische Wesen der Erbauung anders zu definieren, als die Wirkung, welche die Psalmen, die Propheten auf unser Gemüt hervorbringen?

Und nun die andere Behauptung: „Die moderne Predigt bietet keine Belehrung“ — was heißt das? Irgend eine Belehrung bietet jeder Satz; überall wo ein Subjekt mit einem Prädikat zu einem Urteil verbunden ist, da ist auch Belehrung. Das Material der Erbauung ist immer ein belehrendes, man kann nicht „erbauen“ ohne logisches Material als Grundlage, so wenig, wie man reiten kann ohne — Pferd. Man kann wohl belehren, ohne zu erbauen, aber nie „erbauen“ ohne zu „belehren“. Das Erbauliche liegt nur in der Form, in der Komposition; das Stoffliche ist immer belehrend, die Erbauung ist eine Wirkung des Formellen. Wenn unseren Predigten das Moment der „Belehrung“ abgesprochen wird, so muß man immer eine bestimmte Belehrung im Auge haben. Belehrung und Erbauung verhalten sich zu einander wie Halacha und Agada. Halacha ist blos belehrend, Agada auch erbauend. Nun kann man ja in relativem Sinne wohl sagen: die Agada ist nicht belehrend, dann denkt man aber immer an die Halacha, also nicht halachisch belehrend. Aber wo ist eine Agada, die nicht irgend eine Belehrung enthielte? —

Ebenso kann man von der Predigt auch sagen: sie ist nicht wissenschaftlich belehrend. Aber sollte das wirklich ein Fehler der Predigt sein? Wissenschaftliche Vorträge an Stelle der Predigt zu verlangen, diesen Mut dürfte auch Herr S. B. nicht haben. Auch die „Lectures“ der Amerikaner sind nichts weniger als wissenschaftliche Vorträge. Dagegen ist es Aufgabe der Predigt, sich mit den Ergebnissen der Wissenschaft im Namen der Religion auseinander zu setzen. Ist das nicht Belehrung? Ist eine Predigt über „Judentum und Humanität“, oder „Religion und Freiheit“, oder „Zeit und Ewigkeit“, oder „Sünde und Sühne“ u. dgl. — Themata, die ich so aus dem Stegreif nenne — weniger belehrend, als ein Vortrag über „Flavius Josephus“, oder „Die Entstehung des Sohar“, oder „Israels Anteil an der Entdeckung Amerikas“ u. dgl.? Nicht etwas anderes an Stelle der erbaulichen Predigt thut uns not, sondern gute Predigten an Stelle der schlechten, erbauliche an Stelle der nicht erbaulichen. Ein geistvoller Prediger wird, indem er erbaut, auch reiche Belehrung gewähren, ein geistloser Redner wird weder erbauen noch belehren, er wird blos langweilen. —

Und was uns noch mehr not thut als ein guter Prediger, das ist ein Gegengewicht gegen die zentrifugalen Mächte des modernen Lebens, eine Macht, die unsere Juden in die Synagoge hineinzieht.

Daß die Predigt diese Macht nicht ist, kann nicht verwundern: die Predigt kann nur auf ihre Zuhörer wirken, eine Wirkung in die Ferne, ohne Medium des Gehör-Organs, kann man von ihr nicht verlangen. Was, sie sollte imstande sein, durch ihre Güte eine solche Anziehung auszuüben, daß das Publikum sich in die Synagoge drängte, um sie zu hören? So? Seit wann hat denn das Gute eine solche Anziehungskraft? Haben sich denn die Massen zu den gewiß großartigen Reden der Propheten gedrängt? Waren die Propheten nicht Märtyrer ihres Berufes? Klagt nicht der Redegewaltigsten einer, Micha: „Ihr sollt nicht sprechen, sprechen sie?“ Und: „Ja, wenn ich Wein- oder Bier-Reden hielte, dann wäre ich ein Redner für dieses Volk?“ Nein, die leeren Synagogen könnten eher als ein Beweis für die Güte der modernen Predigt, als für das Gegenteil gelten, wenn sie überhaupt — etwas beweisen. Der religiöse Indifferentismus ist kein Produkt der Synagoge, sondern des Lebens, und auch das Gegengift kann nicht von der Synagoge verabreicht werden, denn wenn der Indifferentismus die Synagoge als Arzt aufsuchte, dann wäre er kein — Indifferentismus mehr. —

Und hier ist der Ort, wo ich noch mein bischen realistische Menschenkenntnis über den Unterschied zwischen früher und jetzt auskramen möchte. Früher war das Leben die Peitsche, die unsere Juden in die Synagoge hineinjagte, und die Synagogen-Ordnung war die Sirene, die die Herangepeitschten hineinlockte; denn die Synagogen-Ordnung war eine höchst gemütliche, sehr amüsante, dem Publikum freie Bewegung und Mitthätigkeit gestattende Synagogen-Unordnung. Kein Dreimaster verbot das Plaudern, das Mitsingen mit dem Kantor, ja das freie Hersingen der Gebete nach eigenen Melodien war gestattet, man konnte zum Nachbar gehen und sich eine Prise holen u. dgl. mehr. Das war wirklich ein Vergnügen, das garnicht zu unterschätzen ist. Dazu kam, daß man früher auf einen guten Kantor mehr Gewicht legte, als auf irgend etwas anderes. So ein guter Kantor brachte Leben in die Synagoge, er sorgte für Abwechslung, für neue Melodien. Der Synagogen-Besucher nahm die schönsten Melodien mit nach Hause. Das war eine Lust, das war ein Hochgenuß. Und last not least: das Hebräische war dem Publikum nicht — spanisch.

Heute ist von alledem das Gegenteil der Fall: das Leben ist die Sirene, die unsere Juden von der Synagoge hinweglockt und die Synagogen-Ordnung die „Peitsche“, die die Besucher aus der Synagoge hinausjagt. Will der Beter aufstehen, muß er sich setzen, will er sitzen, wird „Aufstehen“ kommandiert. Sprechen darf man nicht, singen darf man nicht, wenigstens nicht auf eigene Faust, sondern nur in Reih' und Glied mit Orgel und Chor, die Melodien sind alle in schwerem getragenen Tempo, träge dahinfließend, garnicht lustig, garnicht überraschend, der Text — nun der ist — hebräisch . . . woher soll da die Lust kommen, in die Synagoge zu gehen? Ich will gewiß nicht ein laudator temporis acti sein, nicht der alten Synagogen-Unordnung das Wort reden, ich will überhaupt nicht plädieren, sondern nur erklären, nur psychologisch die Faktoren der alten Zeit und der Gegenwart einander gegenüberstellen, da sich die Gelegenheit dazu bietet. Selbst die Einführung der alten gemütlichen Synagogen-Unordnung würde heute nichts helfen, den Sirenen-Tönen des Lebens würde auch der alte Sing-Sang der Synagoge keinen Widerstand leisten können. —

Nicht die Güte der früheren Ungebundenheit in der Synagoge soll das beweisen — wenn ich auch der Meinung bin, daß etwas weniger Strammheit in der modernen Synagogen-Ordnung kein Fehler wäre — sondern nur einen weitern Baustein zu dem Beweise liefern, daß alle Maßnahmen gegen den religiösen Indifferentismus und die religiöse Unwissenheit unserer Juden, die einen Einfluß der Synagoge aufs Leben zur Voraussetzung haben, von vorn herein als nutzlos betrachtet werden müssen. Die Synagoge ist der Wirt, und das religiöse Bedürfnis ist der Hunger: der Wirt kann den Hunger befriedigen, nicht erzeugen. Freilich der lebhafteste

Ehrgeiz erstirbt in sich, wenn er nicht Gelegenheit hat, sich zu befriedigen, um sich dann wieder aufs neue geltend zu machen. Das ist die Bestimmung der Synagoge: sie ist die Table d'hôte des vorhandenen religiösen Bedürfnisses. Der Weg der Reklame, durch ein exquisites Menu Gäste heranzulocken, ist der Synagoge unwürdig, auch wenn diese Reklame in einer Gratis-Zugabe von einem Stück Wissen durch „belehrende Vorträge" bestände. Mehr als einmal würde diese Reklame doch keinen Besucher heranziehen. Das religiöse Bedürfnis, das in der Synagoge seinen Hunger stillen will, sucht gerade die Speise der Erbauung, welche wie das Mädchen aus der Fremde, mit dem die Predigt in naher Verwandtschaft steht, jedem eine Gabe bringt: dem Verstand, der Phantasie, dem Gefühl und dem Wollen. Das religiöse Gefühl wird sich aber enttäuscht von euch abwenden, wenn ihr ihm statt des Brotes einen Stein vorsetzt, und wäre dies auch ein Edelstein: statt der „Predigt" — — „belehrende Vorträge". —

Gemeindebilder.

Auf- und abwärts des Rheins.

II.

Der Peter lachte und lärmte
Und trank auf Jettens Wohl:
Da seufzte Alexander:
„Ich finde den Peter frivol!"
Der Peter ließ die Witze,
Und weihte sich streng der Moral:
Da rief Araximander:
„Der Peter wird sentimental!"
Der Peter schwankte und schweifte
Und ward ein Tropf wie sie:
Da brüllten sie selbander:
„Der Peter hat Genie!"

An dieses alte Gedicht Ernst Eckfteins dachte ich, als ich las, wie der Konkurrenzneid meine vorigen, noch sehr gemilderten, aber nicht langweilig geschilderten Berichte der Kölner Gemeindeverhältnisse aufgefaßt hat. Hat die Furcht vor Verlust einiger der wenigen überhaupt vorhandenen Abonnenten sich verraten, oder habe ich wunde Stellen noch härter berührt, als ich vermeinte? Dasselbe Blättchen, das früher die gleichen Schäden zuweilen auch getadelt, glaubt hierfür ein Monopol zu besitzen; diese Einbildung soll uns aber nicht anfechten und wir wollen weiter feste zugreifen. Jüdische Blätter brauchen nicht zu salbadern und die Mode der Sammethandschuhe muß endgiltig vorüber sein, sie hat in anderen Gemeinden auch nichts genützt. Zwar hat die gegenteilige Methode — z. B. in Berlin — auch noch nicht die gewünschten Erfolge aufzuweisen, aber früher oder später muß auch dieser eintreten, und die Lehre:

„Willst du einschläfernd schreiben den Wisch
Dann schreibe und kleistre nur so wie . . . andere Blätter"

findet an mir keinen gelehrigen Schüler.

Daß mir aber auch eine offizielle Abfertigung zuteil wurde, weil mein altes Herz sich an dem Anblick der auf das Cölibat nicht eingeschworenen niedlichen „Schwestern" mit den schönen Broschen — à la Genfer Kreuz — erwärmte, das hat mich sehr geschmerzt. Ich lege diese Enttäuschung zu den übrigen und reise weiter den Rhein entlang. — —

Wissen Sie, daß es in der Rheinprovinz einen Rabbiner-Verband giebt? Nicht? Nun, das kommt daher, weil er an das erhabene Vorbild des allgemeinen deutschen Rabbinerverbandes sich anlehnt, wie in den Kriegervereinen Religion und Politik bei der Diskussion ausgeschlossen hat und so ein stilles, beschauliches Dasein führt. Hervorgegangen ist er aus dem Bestreben, Kompetenzstreitigkeiten unter einigen Rabbinern aus der Welt zu schaffen; da dies aber ohne Aufregung nicht möglich ist, so besteht er eben — ich weiß nicht warum — hat er seinen Sitz — ich weiß nicht wo — und wirkt er — ich weiß nicht was. — Der Vorsitzende ist der Crefelder Oberrabbiner, einer der würdigsten Gelehrten und friedliebendsten Rabbiner, die ich kenne; diese Friedfertigkeit prägt sich auch in seiner Gemeinde aus, deren Institutionen zu den musterhaftesten gehören. Die Vornehmheit dieser Gemeinde im konservativen Sinne findet ihr Seitenstück in der im entgegengesetzten Geiste geleiteten Gemeinde zu Aachen. Gleich Aachen stehen die meisten Gemeinden am Niederrhein auf reformatorischem Standpunkte, so die stets zur höhern Blüte sich entwickelnde Gemeinde Essen, ferner auch Elberfeld-Barmen, bei welch' letzteren zwei Gemeinden seit einigen Jahren eine Trennung von Synagoge und Rabbinat eingetreten ist; sie sind auch groß genug, um selbständig nebeneinander neidlos bestehen zu können. Den religiösen Standpunkt Düsseldorfs genau zu präzisieren bin ich außerstande. Der Kultus ist mehr oder weniger streng orthodox — von den Gemeindegliedern läßt sich dasselbe durchaus nicht behaupten. Jedenfalls ist reichlich dafür gesorgt, daß das Andenken des unvergeßlichen Dr. Wedell nicht vergessen werde — nicht nur durch den von ihm ins Leben gerufenen Handwerkerverein, welcher eine höchst segensreiche Thätigkeit entfaltet.

Der Rückweg führte mich über Köln rheinaufwärts auf der linken Uferseite nach Bonn. Dies ist der Sitz der vornehmen Universität, einer besonderen Sorte Lagerbieres und des Ober-Reise-Inspektors des Deutsch-israelitischen Gemeindebundes. Der Ton ist auf das Wort „Ober" zu legen, welches gut klingt und besonders in Kurlisten sich sehr stattlich ausnimmt. Die hübsche Synagoge — mit Musik — wird nicht allzusehr belästigt; es ist ein ganz kleines Häuflein, welches den mit viel Salbung und noch viel mehr Pomade allsabbatlich erteilten Schluß-Priestersegen sich nicht entgehen lassen will. Das gute Einvernehmen der Kultusbeamten unter einander, sowie dieser mit einem sachverständig, vornehm und eifrig regierten Vorstande läßt nichts zu wünschen übrig. Auch in dem weiter oben liegenden Koblenz, das mehr von sich reden gemacht hat, als ihm gesund ist, ist in letzter Zeit ein leidlicher Waffenstillstand zustande gekommen, der mutmaßlich zu einem dauernden Frieden führen wird. Das konnte nur durch energisches Eingreifen der Gemeindeverwaltung erzielt werden. Doch fiel mir hier zweierlei auf: Auf dem schönen alten Friedhofe, wohin ich ging, um den Rabbiner, den ich nur aus seinen Zeitungsartikeln kannte, gelegentlich einer Beerdigung zu hören, fehlt ein Leichenhaus. Ich dankte Gott, daß es Sommer war und ich mir, da es in Strömen goß — was in Koblenz fast immer der Fall sein soll — einen Schnupfen nur holte; im Winter

hätte ich mir die Zehen samt Zubehör erfroren. Zweitens fiel mir auf, daß ich in der Synagoge die heilige Lade nicht finden konnte — es fehlt nämlich der kennzeichnende Vorhang vor derselben, was doch sonst in keiner Synagoge der Fall ist und auf den Fremden sehr störend wirkt.

Der Badeort Kreuznach zeichnet sich unter den Gemeinden am Rhein dadurch aus, daß das dortige Gemeidestatut die Pensionierungspflicht gegen die Beamten anerkennt, welche nach einer Dienstzeit von 30 Jahren Anspruch auf die volle Höhe des Gehalts haben. Die Synagoge nimmt unter den häßlichsten, die ich kenne, den ersten Rang ein, und die Gemeindeverwaltung hätte besser daran gethan, das Geld, das sie für Luftheizung ausgegeben hat, zu einem Fond zurückzulegen, um eine neue Synagoge — vor allem in würdigerer Umgebung — zu erbauen. Ich wundere mich, daß nicht die Damen, welche durch in die südliche Mauer gerissene Gucklöcher den Lauf des Gottesdienstes verfolgen müssen, diesen Notschrei schon erhoben haben.

Mit Trier will ich abschließen; dieses hat in gewissem Sinne Aehnlichkeit mit den Zuständen in der Gemeinde Köln, denn auch hier war kein Grund zur Trennung in der Gemeinde vorhanden, weil der Gottesdienst sowie die anderen Kultus- und rituellen Einrichtungen hier wie dort die gleichen sind und doch besteht dort eine orthodoxe Separatgemeinde. Seit Holländers Tod wurde viel gesündigt und die Gemeinde hat eine kleine Strafe verdient, aber nicht eine so große, wie sie die Gewissenlosigkeit anrüchiger Persönlichkeiten herbeigeführt hat. Seitdem Gott die Zuchtrute von ihr genommen, zerbröckelt sich die kleine, abseits stehende Khillah immer mehr, so daß sie heute eigentlich nur auf zwei Augen beruht.

Da die Redaktion Kürze wünschte, so muß ich mich auf diese Generalschilderung beschränken, was mir umso lieber ist, als ich durch manch' andere Bemerkung in der einen oder andern Gemeinde der Katze eine Schelle anbinden würde — was ich durchaus nicht beabsichtige. Die Rheinprovinz hat noch eine große Anzahl von Gemeinden niedereren Ranges, deren Schilderung Sie mir schon erlassen müssen. Sie leben meist in beschaulicher Ruhe, haben zum größten Teil am Hergebrachten nicht gerüttelt und würden lieber am Jom Kippur essen, als das Taschlich, Kapores-Schlagen und Hoschanos-Klopfen abbringen. Es giebt aber auch solche, die sich ihr Judentum nach ihrer Bequemlichkeit zurechtgestutzt haben, und wenn der Beamte darin mit dem Vorstande Hand in Hand geht, dann kann er sich alles erlauben, selbst am Sabbat zu fahren und sonstige religiöse Vorschriften als „ererbte Krankheiten“ von sich zu schleudern.

C.

Wochen-Chronik.

Berlin, 15. Oktober.

— **Eine wichtige Entscheidung** hat am Mittwoch das Oberverwaltungsgericht gefällt. Wie in früheren Jahren, so hat auch im vorigen Jahre bei den Repräsentantenwahlen in Berlin der Gemeindevorstand alle Gemeindemitglieder ihres Wahlrechts verlustig erklärt, die im Verlaufe der letzten drei Jahre mit ihren Steuerleistungen im Rückstande gewesen waren, obwohl das Gemeindestatut den Verlust des Wahlrechts nur über die verhängt, die mit den Steuern im Rückstande verblieben sind, d. h. sie nicht voll bezahlt haben. Nicht weniger als 2000 Gemeindemitglieder blieben von der Wählerliste ausgeschlossen, doch hat nur ein einziges Einspruch erhoben. Diesen Einspruch erkannte der Bezirksausschuß am 6. Dezember vorigen Jahres als begründet an. Der Vertreter der beklagten Gemeinde, Justizrat Meyer, appellierte an die zweite (letzte) Instanz, an das Oberverwaltungsgericht, welches am 7. d. M. zugunsten des Klägers entschied und die Gemeinde in die sehr erheblichen Kosten des Verfahrens verurteilte.

— **Herr Friedrich Lange**, der reindeutsche Doktor der Rechte und Herausgeber der antisemitischen „Deutschen Zeitung“, ist ein erfindungsreicher Mann. Dieses Zeugnis giebt ihm nicht allein, in einer den Lesern sicherlich nicht unbekannten Preßfehde, der Afrikaner Dr. Carl Peters, sondern auch unsere Leser werden ihm dieses Zeugnis nicht versagen. Daß „die jüdischen Badegäste“ in Neuenahr sich über die Einleitung der Morgenmusik durch einen christlichen Choral bei der Badedirektion beschwert haben sollten, ist sehr bald als eine Erfindung festgestellt worden. Herr Lange erfindet besser, indem er in seinem Blatte erzählt, in Salzbrunn hätten „die Juden“ den Morgenchoral durch lautes Geschwätz gestört, und als man ihnen dieses Betragen verwies, hätten sie sich an die Brunnendirektion mit der Bitte gewandt: siehe Neuenahr. Resultat: siehe ebenfalls Neuenahr: denn auf eine Anfrage erwidert die Brunnendirektion, daß an der ganzen Sache kein Wort wahr sei.

— **Die Nationalliberalen** haben auf ihrem jüngsten Parteitage es fertig gebracht, vor dem Bund der Landwirte eine Verbeugung zu machen und in demselben Augenblick den „reinen Antisemiten“ einen Fußtritt zu versetzen, als ob zwischen dem antisemitisch-durchseuchten Bunde und den mit den Landwirten kokettierenden „Reinen“ ein Unterschied bestände!

— **Unter dem Regime Luegers** gestalten sich die Verhältnisse im Wiener Gemeindehause immer schwieriger. In der vorgestrigen Sitzung des Gemeinderates kam es zu einem skandalösen Auftritt, der selbst in diesen Räumen bisher unbekannt war. Der Antisemit Gregorig sagte in der Debatte, die liberale Minorität habe alles Schamgefühl verloren. Da der Bürgermeister Strobach trotz Ersuchen diese Beleidigung ungerügt ließ, weil nach seinem merkwürdigen Begriffe vom parlamentarischen Anstand Gregorig „nur seiner persönlichen Meinung, die die Bevölkerung teile, Ausdruck gegeben,“ erklärte Dr. Mittler, die antisemitische Majorität habe nie Schamgefühl besessen. In dem nun folgenden Skandal konnte Dr. Mittler nur mit Mühe vor Thätlichkeiten geschützt werden. Zwei antisemitische Redner erklärten, sie würden Dr. Mittler fordern, wenn er nicht Jude wäre. — Dieser Bürgermeister Strobach soll nun auch am längsten Strohmann Luegers gewesen sein. Es sollen Unterhandlungen zwischen dem Grafen Badeni und Dr. Lueger schweben, deren Früchte man noch vor der Jahreswende wird sehen können. Die Art und Weise, wie Dr. Lueger seinen vorgesetzten Bürgermeister selbst in offener Gemeinderatssitzung dirigiert und zurechtweist, zeigt an, daß er die Maske nicht mehr lange vorhalten will; es wird ihm schon zu heiß darunter. Nun, er wird bald Luft haben. Badeni weiß gute Dienste

zu belohnen. Die ungarischen Millenniumsfestlichkeiten sind bald zu Ende, der Ausgleich ist vorläufig gescheitert, man hat also keine Rücksichten mehr zu nehmen, sondern lediglich die Konstituante des neuen ungarischen Reichsrates am 20. November abzuwarten. Gleich nachher wird der tote Mann im Rathause, Herr Strobach, demissionieren, und das Geschenk, das Graf Badeni seinem „bewährten Freunde" Dr. Lueger höchst eigenhändig an den Weihnachtsbaum binden wird, ist die goldene Kette. Wir erfahren aus bester Quelle, daß Dr. Lueger noch vor Weihnachten Bürgermeister sein wird. Um diesen Preis treten die Christlichsozialen in die Regierungsmehrheit ein. Und stand Wien bisher nur de facto unter dem Regime Luegers, so wird dieses Regime gar bald auch de jure bestehen.

— **Juden und Protestanten ausgeschlossen.** Oesterreich scheint unter dem antisemitischen Regime inbezug auf Verfolgung Andersdenkender Rußland überflügeln zu wollen. Im Zarenrenreiche ist noch immer eine Anzahl von Gesetzen in Kraft, die für alle Geltung haben — kromie jewreew („mit Ausnahme der Juden.") In Oesterreich geht man weiter; hier erstreckt sich in einzelnen Kommunen die Maßregelung Andersgläubiger nicht blos auf Juden, sondern auch auf — verhülle dein Angesicht, Germania! — Protestanten. Die Ortsgemeinde Kopitz hat die Stelle eines Kommunalarztes ausgeschrieben und in dem Konkurse die Bedingung aufgestellt, daß nur „christlich-katholische und deutsch-nationale Bewerber" berücksichtigt werden. Gegen diese Konkursausschreibung wurde von der israelitischen Kultusgemeinde die Beschwerde an die Bezirkshauptmannschaft geleitet. Die Bezirkshauptmannschaft hat nun den diesbezüglichen Beschluß der Gemeindevertretung von Kopitz wegen der erwähnten Bedingungen, die eine Verletzung der Staatsgrundgesetze involvieren, sistiert und die Ausschreibung eines neuen Konkurses angeordnet. Ob wegen der Juden oder wegen der Protestanten, wissen wir nicht.

— **Wer hat recht?** Ueber die „Judenfrage" in Ungarn liegen zwei Aeußerungen vor. Der aus dem Tißa-Eßlar-Prozesse bekannte Abgeordnete Istoczy, der Schöpfer des Antisemitismus in Ungarn, erklärt in einem offenen Schreiben an seine Wähler, kein Mandat mehr annehmen zu wollen, da die Nationen bei den letzten Wahlen denen Recht gegeben habe, die da sagen, es gebe keine Judenfrage mehr. Und ein in Budapest erscheinendes jüdisches Blatt rät unsren Glaubensgenossen, sich nicht in Massen um Abgeordnetenmandate zu bewerben, weil der latente Antisemitismus in Ungarn so heimisch wie in anderen Ländern auch. „Wenn 15 bis 20 jüdische Abgeordnete in das ungarische Parlament kommen, dann wird man für alle Sünden und Fehler der Regierung und der Korruptheit der heutigen Zeit die Juden zur Verantwortung ziehen. Warum wollen unsere Millionär-Glaubensgenossen auch bei uns ähnliche Verhältnisse, wie sie in Wien bestehen, schaffen? Wir müssen dagegen protestieren — und die Juden noch mehr, als jeder andere — daß Geld, Kapital und Großmannssucht unseren israelitischen Mitbürgern ausreichenden Rechtstitel vorlegen, um sich massenhaft als Kandidaten für das Abgeordnetenmandat anzubieten. Welcher sittliche Wert kann denn einem solchen Mandat innewohnen, das eine judenfreundliche Gesellschaft zähneknirschend nur wegen des Geldes verleiht? Will man denn nicht einsehen, daß vom Obergespann bis zum letzten Komitatsheiduken bei uns gegenwärtig Jeder Antisemit ist? Man verschärfe also nicht die Sachlage, und die Juden mögen uneigennützig weiter dem Vaterlande als einfache Bürger dienen, sie mögen nur weiter neue Fabriken bauen, neue Industriezweige einbürgern u. s. w." Fragt man nun angesichts dieser einander widersprechenden Urteile, wer recht habe, so giebt es für den Eingeweihten nur eine Antwort: Beide!

Feuilleton.

Der getaufte Talmud.

II.

Die Lehrer des Talmud werden „Weise" genannt und dies mit Recht. Denn das Lebensideal, das ihnen vorschwebt und das sie ihrem Volke empfehlen, entspricht den Forderungen echter Weisheit, welche das Resultat ernsten Denkens und eines tiefen ethischen Gefühls ist. Genügsamkeit, Mäßigkeit, Nüchternheit, Bescheidenheit, Demut, Selbsterkenntnis, Seelenruhe, Herzensfrieden, Gleichmut, Gesundheit, Arbeitsamkeit, häuslicher Herd, Nachgiebigkeit, Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit, Gottesfurcht, Nächstenliebe, Ehrerbietung vor den Männern des Geistes — aus diesen Tugenden, Stimmungen, Bestrebungen und Grundsätzen besteht das Lebensbild, das diese Weisen ihren Jüngern und Lesern zeigen und ihnen einschärfen, es stets vor Augen zu haben, um es in ihrem Thun und Lassen zu verwirklichen. Fern von der erschlaffenden, mehr dem Himmel als der Erde zugekehrten essäischen Weltanschauung, haben doch manche essäische Saatkörner im Geiste der talmudischen Weisen Wurzeln geschlagen. So z. B. waren die ersten Denker des Talmud keine enthusiastischen Lobredner der politischen Herrschaft und staatlicher Würden, die ihre Besitzer zumeist von den höchsten Lebensaufgaben und Lebenszielen entfernen, das Gemüt aufregen und die Seele erbitterten Parteikämpfen aussetzen. Die talmudischen Aussprüche, welche diesen Geist in politischer Beziehung atmen, mußten beruhigend und beschwichtigend auf die Trümmer eines Volkes einwirken, das zu den Unterdrückten und nicht zu den Herrschenden gehörte und dem eine gebietende politische Machtstellung unerreichbar war. Es wird daher niemanden überraschen, wenn er im Talmud Pesachim 87b den Ausruf findet: „Wehe der politischen Herrschaft, sie begräbt ihre Inhaber" (Oj lah le-rabbanût sche-mekabbêret et baaléha). Als Beweis wird angeführt, daß der Prophet Jesaja vier Könige überlebt hat, die alle während seiner prophetischen Wirksamkeit gestorben sind. Möglich, daß hier, wie das an vielen Stellen des Talmud und des Midrasch zu geschehen pflegt, eine versteckte Anspielung auf die römischen Cäsaren enthalten ist, die oft eines jähen Todes durch die Hand von Verschwörern gestorben waren. Jedenfalls entspricht es dem Geiste des Talmud, wenn der Besitz politischer Macht in den Augen des jüdischen Volkes herabgedrückt wird. Im Zusammenhange damit äußerte ein Lehrer des Talmud im Traktate Sota, 13b „Josef starb vor seinen Brüdern, weil er auf der Höhe politischer Macht thätig war (schehinhig 'azmôh be-rabbanût).

Was wird aus diesen, gegen das Streben nach politischer Macht gerichteten Aussprüchen der talmudischen Weisen unter den Stümperhänden unseres Apostaten? Man lese und — lache! Nach demselben hieße es im Traktat Pesachim, 87 b: „Es sagt Rabbi Jochanan: „Wehe den Rabbinern; ihr Amt bringt sie frühzeitig ins Grab. Auch Josef war ein Rabbiner und starb darum früh!!“ Wahrscheinlich hat dieser Renegat sich erinnert, daß man im Hause seiner jüdischen Eltern von dem „Rabbones“, richtig Rabbanût, d. h. Rabbinatswürde sprach und hat diese Reminiszenz an seinen jüdischen Vater auf den Talmud übertragen, um das lächerlich zu machen, was seinem frommen Vater als ehrwürdig galt. Ein wunderlicher Talmudist und ein sonderbarer Moralist, dieser gute, treue Sohn, dessen Unwissenheit die höchsten Alpenspitzen überragt.

Im Geiste des biblischen Spruchbuches empfiehlt der Talmud Genügsamkeit verbunden mit Gemütsruhe, und diese talmudische Empfehlung hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Denn selbst der hartköpfigste Antisemit wird einräumen müssen, daß die Juden durch Mäßigkeit sich auszeichnen, während die antisemitische Rotte in ihren menschenfreundlichen Konventikeln nichts weniger denn als Mäßigkeitsapostel erscheinen. Eine dieser diätetischen Regeln des Talmud lautet im Traktate Pesachim, 114 a: „Iß lieber Zwiebeln und sitze im Schatten (deines Hauses) und iß nicht Gänse und Hühner, so daß du immer Verlangen darnach trügest, [wodurch deine Ruhe gestört würde und dein Haushalt in Unordnung geriete] (echôl bazel weschéb bazél welô techul awsin we-tarnegôlim wijehé libbcha rôdef 'alécha). Im Originale ist hier ein Wortspiel, das sich nicht wiedergeben läßt. „Bazel“ heißt nämlich „Zwiebel“ und „im Schatten“.

Wie lautet dieser „märchenhafte Ausspruch der Rabbinen“ in dem Pamphlet des gelehrten und getauften Talmudisten? „Es ist sehr gesund im Schatten zu sitzen und Zwiebel zu essen. Ungesund ist Gänse- und Entenbraten.“ Wahrscheinlich hat dieser Renegat sich wieder seiner früheren Glaubensgenossen in irgend einer polnischen Gemeinde erinnert, wo Zwiebeln eine Lieblingsspeise sind, und der Duft derselben hat ihn so betäubt, daß er nicht imstande war, richtig zu lesen und zu übersetzen.

Der Talmud begünstigt nicht gnostische und mystische Grübeleien über das innerste Wesen Gottes, das dem an Raum und Zeit gebundenen menschlichen Geiste unergründlich bleibt. Ihm ist Gott das höchste Ideal des Wahren, Guten und Schönen, dem nachzueifern die wichtigste Lebensaufabe des Menschen ist. Er ist daher sehr reich an Prädikamenten über Gott, die in ihrer anthropomorphistischen Weise nichts anderes bezwecken als der menschlichen Thätigkeit ein Ideal vorzuhalten. So liest man im Traktate Aboda Sara, 3b, daß Gott jeden Tag zuerst mit der Thora, die ein Ausfluß seiner Weisheit ist, sich beschäftigt, dann Gericht hält über das Thun und Treiben der Menschheit und endlich Sorge trägt für die Nahrung aller Geschöpfe, von dem stärksten, wie das Einhorn bis zu dem kleinsten Insekte. Hier wird die Güte Gottes, der das kleinste Wesen nicht zu gering ist und ebenso bedacht wird wie das größte Geschöpf, dem Menschen zur Nachahmung vorgeführt, daß nämlich dessen fürsorgende Liebe sich auf alle Wesen, die ihn umgeben, auf Menschen und Tiere, erstrecken soll. Dieser talmudische Geist der Liebe, die alle Kreaturen umfaßt, ist der Urheber jener Lehren und Sprüche der Barmherzigkeit, die eine rührende Fürsorge für die Tierwelt empfehlen und jede mutwillige und nutzlose Zerstörung im Reiche der Natur verpönen.

Wie karrikiert die Unwissenheit die hier zitierte Stelle aus dem Talmud? Nach unserem Renegaten hieße es: „Gott der Herr findet seine Freude daran, im Himmel das Ungeziefer selbst zu füttern!!“ Pfui, über diesen Renegaten, der so seine Abstammung verleugnet, die Urheber seines Lebens, die Pfleger seiner Kindheit, die Leiter seiner Jugend durch seine unwissenden und böswilligen Schreibereien verunglimpft. Möge der Mann an dem Sterbetage seiner Eltern reumütig in eine Synagoge gehen, dort zerknirschten Herzens das Kadischgebet verrichten für Vater und Mutter und vor der heiligen Bundeslade, welche das Gebot enthält: „Ehre deinen Vater und deine Mutter“, das Bekenntnis ablegen, daß er sich an denselben durch sein herz- und pietätloses Schreiben schwer versündigt hat.

Wir aber wollen zur Erheiterung der Leser unser Richteramt fortsetzen.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.*) Nachdruck untersagt.

Die Schlange beschrieb jetzt einen Halbkreis und schoß blitzend aus den oberen Regionen in die unteren herab. Sie wandte sich von der gedemütigten Kröte und streckte sich über das Tuch, welches den noch immer regunglos auf der Bahre liegenden Körper verdeckte. „Wir werden jetzt,“ sagte der glückliche Inhaber des gewaltigen Erzreptils, um das ihn die blinzelnden Augen des Verehrers der Thierkraft schon seit Beginn der Disputation gallsüchtig beneidet hatten, — „wir werden jetzt,“ wiederholte er feierlich, da die Menge den Anfang dessen was werden sollte, noch durch ihr Gesumme übertönte, „dazu schreiten, uns fragen, welche besondere Wirkung in dem vor uns befindlichen Falle conjunctio infernalis planetarum, Saturni Martis et Jovis an dem Organismus eines dem genus humanum angehörigen Individuums“ — er brach ab und sah erwartungsvoll umher — „oder ist jemand, der ex corona publica mit Gründen medicinae seu philosophiae artis die Berechtigung, besagten corpus als den eines Menschen zu bezeichnen anzuzweifeln und hier öffentlich mit einer Gegenbehauptung vor mir aufzutreten gesonnen wäre?“

Niemand antwortete, auch die Kröte nicht, die einen besseren Moment erwartete, und der Redner blickte triumphierend über den neuen Erfolg auf die Mutlose herab.

„Also haben wir einen Menschen und zwar nach Bekleidung und Bartwuchs, sowie habitus civilis — wie schon bei voraufgegangener Untersuchung ergeben, generis masculini, den wir „Mann“ benennen — juvenem würde die unvergleichliche Sprache der Wissenschaft, der wir uns mit Bezug

*) Neuhinzutretende Abonnenten erhalten den Anfang dieser Novelle kostenlos nachgeliefert.

auf die Unfähigkeit der an unserem Ausspruch hängenden Ohren enthalten, ihn mit schärferer Betonung der ihm zukommenden Altersbemessung bezeichnen — und dieser Jüngling ist am heutigen Morgen von andern Angehörigen seiner Gattung auf die Steinplatten eines Brunnes hingestreckt gefunden, aus dem er mutmaßlich zu trinken beabsichtigte, wie aus der Trockenheit seiner Lippen zu entnehmen, von der wir Euch jetzt durch Eure eignen Augen einen schlagenden Beweis zu liefern gedenken."

Die Schlange senkte sich, sie ringelte sich unter das Bahrtuch, dann erhob sie sich wieder, warf mit einer schnippenden Bewegung die Hülle zur Seite und das verhüllte Gesicht kam zum Vorschein. Es lag starr, wächsern und leblos; das schwarze Haar war verwühlt und mit Blut an die Schläfe geklebt, über Stirn und Wangen waren dunkelblaue Pusteln mit roten Bläschen untermischt, ausgesprengt. Die geschlossenen Lider regten sich nicht, nur wer zunächst stand, konnte wahrnehmen, daß die Brust sich noch leise, fast unmerklich hob und senkte.

Ein halb erstickter, schmerzlicher Schrei, dem ein tiefer Seufzer folgte, ertönte in dem Moment von dem Rand der Menge, als der Arzt den Zipfel des Tuches aufhob und es nachdenklich zwischen den Fingerspitzen hielt. Der junge Zimmermann blickte verwundert auf das Mädchen an seiner Seite herunter, das mit zitternden, weitaufgerissenen Augen auf das plötzlich enthüllte Antlitz hinstarrte, während zwei helle Thränen über ihre frischen Wangen hinunterliefen. Dann wischte sie die Tropfen mit der Handfläche fort und horchte mit gespannten Zügen, nur ab und zu noch leise schluchzend, auf die Worte des Heilkünstlers.

„Die Sonne steht im Zeichen des Löwen," sagte dieser, den Finger an die Nase legend, „und vermag deshalb nicht, das Menschengeschlecht mit ihrer göttlichen Macht zu schützen. Deshalb kommen wir in die Gewalt der Qualitäten, deren vier sind, und es entspinnt sich ein Kampf zwischen der Wärme, welche die Kälte vertreiben will, und der Feuchtigkeit, die jener sekundiert, um die Trockenheit zu bemeistern. Ihr seht, wie an diesem Individuum das Blut, welches warm und feucht zugleich ist, sich gegen die Ursache der Krankheit gewehrt hat und nach außen gedrungen ist. Was sagt collega dilectissime der große Chalinus de Vinario?"

Allein collega dilectissimus hörte nicht auf die Frage. Er hatte sich nach der endlichen Beruhigung seiner Nase ingrimmig abgewandt und stand, über das bleiche Gesicht Hellems gebeugt, das er mit den glänzenden Fingern sorgsam betastete. Dazu roch er eifrig an dem Kampher, den er wieder statt der unheilvollen Nelken aus dem Sack geholt und entfernte ihn nicht um Zollweite von seinen Nüstern.

Der Schlangenbesitzer wartete einige Sekunden auf Antwort. Er wiederholte noch einmal mit festem penetrierendem Ton:

„Was sagt der weise Chalin, die gelehrtesten Akademien und alle, die zu unserer Zeit in der edlen Kunst der Hygieina bewandert und erprobt sind?"

Eine tiefe Stille erfolgte; alle Augen wandten sich auf die Kröte, die hartnäckig stumm blieb. Allmählich richtete sich der gemalte Merkur imposanter auf, seine Flügel klapperten und die Kräuter des Talars raschelten verheißungsvoll, in hastigem Zickzack fuhr die Schlange auf und ab, dann sprach die Stimme des hagern Stellvertreters des Aesculap auf Erden majestätisch:

„Curationem omnem resquit pestis confirmata, sagte der weise Chalin, domine Salarius, doctissime — das heißt in vulgärer Sprache: Geht nach Hause und schließt eure Thüren, denn dieser Mann wird sterben, weil er die Pest hat, die unter euch in Cölln ist und an der auch ihr sterben werdet, wenn ihr nicht bei Zeiten zu mir kommt, um den unfehlbaren Theriak zu holen, von dem ich euch gesprochen."

Ein dumpfes Geheul brach aus der Menge, das ein einzelner Schmerzensschrei überklang. Wieder drehte der Zimmermann den Kopf, doch eh' er sich über das vergewissert, was ihn dazu veranlaßt, blitzte die Schlange, die sich umhergestikulierend hastig auf ihn zu bewegt, vor seinen Augen auf.

„Seht, ich sagte euch, die Pest sei unter euch," rief triumphierend der gelehrte Diagnostiker, „primum pestilentiae signum profluvium sanguinis e naribus — das untrügliche erste Kennzeichen der Pest ist das Blut, das aus der Nase fließt, und dieser Mann blutet aus der Nase," setzte er, die Schlange über das Haupt Honfrieds ausstreckend hinzu; — „schafft ihn aus der Stadt, baut ein Pesthaus vor dem Thore, sonst geht ihr alle zu grunde."

Das Gebrüll des Haufens verstärkte sich; „fort — fort mit ihnen," heulten die Zaghaftesten. Der Zimmermann lachte aus vollem Halse: „Das Blut von dem Burschen da hat eine sehr natürliche Ursache, gelehrter Herr, und ich will euch gleich den kleinen, zierlichen Grund vor Augen führen —"

Er wendete sich flüchtig ab und suchte mit den Blicken nach der Hand des Mädchens, das noch eben neben ihm gestanden, doch der kurze Zeitraum reichte hin, daß eine tobende Menschenmasse sich zwischen ihn und seine frühere Beute warf und den Edelman mit dem Geschrei: „Fort aus der Stadt mit den Nasenblutern!" über den Markt davontrieb. Dem Grafen schien diese Wendung, die ihn aus der Haft seines muskelstarken Wächters befreite, nicht unwillkommen, und er lief, die Scheu seiner Verfolger, ihn zu berühren, benutzend, behend vor ihnen auf und verschwand in einer Nebengasse.

Der junge Zimmermann, den das furchtbare Gebrüll der Menge wenig beirrte, suchte aufmerksam nach seiner kleinen Schutzbefohlenen umher. Seine Augen schweiften über den leerer gewordenen Raum, plötzlich gewahrten sie Sybille, die unbekümmert an der Bahre, über das Gesicht des Pestbehafteten gebeugt, kniete, und ihm aus dem Arzneikasten eines der beiden Heilsjünger Essig mit einem Schwamm über die Stirn strich. Dann stieß sie einen Freudenruf aus, denn der Jüngling hob mühsam die Lider und blickte matt und verstört umher.

„Domine collega — illustrissime, amicissime," schrie die Kröte, wie eine wirklich vierbeinige Amphibie der Art, auf dem kurzen Untergestell hin und her hüpfend — „er lebt — ein Fall von febris pestilens, der zur Besinnung gelangt — qui obtinet mentis sanitatem — ich werde ihm einen armenischen Bolus einflößen, ein Poma, und ihn zur Ader lassen —"

Er sprang mit blaugeschwollenem Gesicht auf und kramte in seinem Kasten. „Kommt zu mir," schrie er, obwohl seine Kehle ihn fast erstickte, „ich lasse euch zur Ader, für ein Billiges, alle zur Ader, es ist das einzige, unfehlbare remedium

wider die Pestilenz," und er schwang die Lanzette, die er hervorgeholt hatte, über die blutlose Schläfe des Jünglings.

„Seid Ihr toll," rief das Mädchen ihm entschlossen in den Arm fallend, „Ihr seht, daß der Arme sich fast verblutet hat und noch ohnmächtig von dem Verlust ist —"

Aber die Menge überbrüllte. „Stecht sie todt, wenn sie sich Euch widersetzt — laßt ihn zur Ader — laßt ihr zur Ader — der Aderlaß ist das Heilmittel."

„Domine collega, helft mir," quäkte der Dicke dem Langen zu, der über die plötzliche Entwertung seines Theriaks vor sich hin brütete, dimidiam partem prædæ inter nos dividere volumus," und er bewegte das scharfe Messer drohend gegen das Gesicht des mutigen Mädchens, das einen Augenblick erschreckt vor der spitzen Schneide zurückwich und seinen Arm losließ.

Doch ein Stärkerer sollte sich in die Beute teilen, denn im Moment, wo er die Klinge an den Körper des Jünglings setzen wollte, fiel sie ihm aus der willenlosen Hand, seine Augen liefen wild umher, er schnappte noch einmal mit der Kehle, aus der ein schwarzer Blutstrom hervorbrach, nach Luft, und die Kröte schlug mit ihrem toten Besitzer dumpf krachend zu Boden.

In der hilligen Stadt Kölln die Pest, die den Tod durch die Berührung, durch den Atem, durch die Augen bringt, die sie erblicken.

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Lord-Mayor Phillips.** Wie schon kurz gemeldet, fand in London am 29. September die Versammlung der Gilden zum Zwecke der Wahl eines Bürgermeisters statt. Nach den üblichen Formalitäten wurde die Liste der Ratsherren verlesen, welche wählbar waren, der Name George Faudel-Phillips an erster Stelle. Wie vorausgesetzt, wurde auch dieser gewählt, und als er zur Rechten des Lord-Mayor in der Guildhall wieder erschien, wurde er mit enthusiastischen Zurufen begrüßt, die kein Ende nehmen wollten, als der Schwertträger dem neuen Bürgermeister die Kette umhing. Lord-Mayor Phillips ist der zweite Sohn des verstorbenen Sir Benjamin Phillips, der selbst im Jahre 1865—1866 Lord-Mayor war. Dies ist der erste Fall in der Chronik, daß Vater und Sohn den Bürgermeisterstuhl Londons inne hatten. Im Jahre 1840 geboren, empfing er seine erste Bildung am University-College und vollendete seine Studien in Paris und Berlin. Im Jahre 1888 als Nachfolger seines auf das Amt resignierenden Vaters zum Alderman der Ward of Farringdon gewählt, nahm er seither hervorragenden Anteil an allen öffentlichen Angelegenheiten. Vor 11 Jahren versah er das Amt eines Sherifs von London und Middlesex, und im Jahre 1895 wurde er zum High-Sherif der Provinz London gemacht. Momentan hat der neue Lord-Mayor den bedeutenden Posten eines Gouverneurs der Irischen Gesellschaft inne, zu welchem er vor fünf Jahren gewählt wurde. Gelegentlich seines letzten offiziellen Besuches in Irland wurde von einem der Banketredner die gütige Erwähnung seiner Angehörigkeit zum jüdischen Glauben gemacht und in seiner Antwort erwähnte Faudel-Phillips der Thatsache, daß die Juden in Irland niemals verfolgt wurden. Ebenso ist der neue Lord-Mayor Almosenier des Christ Hospital, wie Gouverneur der Bartholomew's, Bethlehem und Bridgewell-Hospitäler. Dann ist er stellvertretender Präsident für die Stadt und die Provinz London und Vorsitzender seiner Sektion der Londoner Handelskammer. Außerhalb der Grenzen der Stadt ist er ein thatkräftiges Mitglied des Hert's Provinzhofes, Vorsitzender der öffentlichen Bibliothek Hortford und Friedensrichter für diese Provinz. Er ist verheiratet mit Helene, Tochter des verstorbenen J. M. Levy und hat 2 Söhne und 3 Töchter. Bei Lebzeiten seines Vaters nahm Alderman Phillips keinen Anteil an der Administration der jüdischen Gemeinde; aber im Februar 1890, vier Monate nach dem Tode Sir Benjamin Phillips, wurde er zum lebenslänglichen Mitgliede des Rates der United Synagogue gewählt. Neben verschiedenen anderen jüdisch-humanitären Anstalten, denen er vorsteht, ist er Präsident des jüdischen Hospitals und Waisen-Asyls, dessen hundertjähriger Bestand im Vorjahre gefeiert wurde. Er widmet sich mit ganzer Kraft dieser Anstalt und ist besonders stolz auf das Knaben-Bataillon, das auf sein Verlangen an der Prozession am Lord-Mayors-Tag teilnehmen soll.

Hier und dort.

⚔ **Berlin**, 12. Oktober. (Hospitalbau in Jerusalem.) Wie wir erfahren, interessieren sich immer weitere Kreise für dieses große Liebeswerk, das berufen sein soll, unsägliches Elend zu lindern und dem jüdischen Namen dauernd Ehre zu bereiten. Ein besonders erfreuliches Zeichen ist, daß die Sammellisten bereits jetzt über Mark 100 000,— an solchen Spenden aufweisen, deren kleinste Einzelgabe Mark 500.— beträgt. Auch haben verschiedene Wohlthäter den Betrag für eine Bettstiftung oder den für eine Gedenktafel im neuen Hospital, einige auf den eigenen Namen, andere auf den teurer Heimgegangenen gespendet. Es ist anzunehmen, daß in wenigen Wochen das bereits zum Bau (derselbe schreitet rüstig voran) erforderliche Kapital vorhanden sein wird. Hoffen wir, daß der an den verschiedensten Orten entwickelte Eifer für dieses wahrhaft jüdisch philanthropische Werk anhält und immer größere Fortschritte macht, so wird auch in nicht allzu langer Zeit das für den dauernden Betrieb des Hospitals ausreichende Kapital durch die Wohlthätigkeit aller Juden aufgebracht sein.

W. **Berlin**, 13. Oktober. (Versammlung.) Der Zentral-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat gestern in einer gut besuchten Versammlung im Festsaale des „Deutschen Hofes" seine Winterkampagne begonnen. Den ersten Vortrag des Abends hielt der Prediger der Tempelgemeinde zu Hamburg, Herr Dr. Seligmann. Sein Thema behandelte „die Stellung der deutschen Juden im und zum Vaterlande" und gestaltete sich zu einem historischen Bilde der Emanzipationsbestrebungen der deutschen Juden nach dieser Richtung hin, ausklingend in einen scharfen Protest gegen das Gebahren derjenigen, die dem deutschen Juden seine Zugehörigkeit zum Vaterlande bestreiten wollen. An diese mit reichem Beifall aufgenommenen Ausführungen schloß sich ein Referat des

zweiten Vorsitzenden des Vereins, Herrn Rechtsanwalt Dr. Fuchs. Referent ging aus von den bekannten kürzlich zur gerichtlichen Entscheidung gelangten Prozessen gegen antisemitische Redakteure in Hannover und Berlin, welche aus Anlaß von ihnen behaupteter Fälle das christliche Publikum aufgefordert hatten, ihren Fleischbedarf nicht mehr bei jüdischen Schlächtern zu unternehm, da dieselben religionsgesetzlich gehalten seien, das für Christen bestimmte Fleisch zu verunreinigen. Redner bespricht eingehend den bekannten Fall des Schlächters Bonn und sucht unter scharfen polemischen Ausfällen gegen Preßorgane, welche sich gegen die Art und Weise der Anstrengung von Prozessen von Vereinswegen ausgesprochen hatten, nachzuweisen, daß ohne Rücksicht auf Erfolg derartige Mittel in Anspruch genommen werden müßten, da Fragen der Ehre für das Judentum auf dem Spiele ständen. Im Anschluß an den Vortrag, legte Rabbiner Dr. Rosenzweig an der Hand des einschlägigen Materials das Widersinnige und Böswillige der antisemitischen Anschuldigungen dar. Redakteur Klausner vertrat auch bei dieser Gelegenheit seinen schon oft betonten Standpunkt, welcher ein Appellieren an die Gerichte verwirft und dafür ein Appellieren an die öffentliche Meinung setzen will. Mit einer Erwiderung der beiden Vorsitzenden hatte die Tagesordnung ihr Ende erreicht. (Wir kommen auf diese Versammlung in einem besondern Artikel zurück. Red.)

* **Berlin**, 13. Oktober. (Herr Kremser) ist, nach einer Berichtigung der „Voss. Ztg." in Breslau nicht auf dem jüdischen, sondern auf einem christlichen Kirchhofe beerdigt worden. Er war also, vermutlich weil er hoffte, dabei besser fahren zu können, zum Christentum übergetreten, denn daß er als Jude geboren war, das versichern die „Mitt. aus dem Abwehrverein" trotz der Berichtigung der Vossischen.

* **Berlin**, 13. Oktober. (Der hebr. Literatur-Verein „Mekize Nirdamim"), nicht zu verwechseln mit dem Verein der „Litteratur"-Redner, sendet uns seinen XI. Jahresbericht (Geschäftsjahr 1896). Der Bericht weist eine Einnahme von rund Mark 3770 und eine Ausgabe von Mark 3110 auf. Der Verein hat die Herausgabe seltener Schriften zum Ziele. Im kommenden Jahre werden deren sechs erscheinen. Vorsitzender des Vereins ist Dr. A. Berliner, Krausnickstr. 21.

⚔ **Berlin**, 14. Oktober. Im Namen des Exekutivkomitees für den 12. internationalen medizinischen Kongreß in Moskau machen nunmehr der Präsident und der Sekretär offiziell bekannt, daß das Ministerium des Innern im Einvernehmen mit dem Großfürsten Sergius Alexandrowitsch es für möglich erachtet hat, ausländischen israelitischen Gelehrten die Reise nach Moskau unter denselben Bedingungen wie den anderen Ausländern zu gestatten. Sie haben also nur, gleich diesen, ihre Pässe durch das russische Konsulat in ihrer Heimat visieren zu lassen. Anweisungen in diesem Sinne sind an alle russischen Konsulate und Gesandtschaften ergangen.

□ **Aus der Provinz Posen**, 11. Oktober. (Ein Jubiläum. — Von der Synagoge bis zum Rathause.) Am letzten Dienstag feierte die Gemeinde Gnesen das Jubiläum des fünfzigjährigen Bestehens ihrer Synagoge. In seiner Festrede gedachte Rabbiner Dr. Jacobson seiner Vorgänger im Amte, die während der 50 Jahre in seiner Gemeinde und dieser Synagoge gewirkt. Es waren dies die schon verstorbenen Rabbiner Moses Waldstein und Dr. Gebhard, ferner die Herren Dr. Zuckermandel (jetzt in Pleschen), Dr. Horovitz (jetzt in Frankfurt a. M.) und Dr. Ehrenfeld (jetzt in Prag). Das Amt des ersten Vorstehers bekleideten während dieser Zeit die verstorbenen Herren: Stadtältester u. Stadtrat Moritz Russak, Stadtrat Heilbronn, Sadtrat Wollenberg und jetzt seit mehreren Jahren Herr Leopold Gimkiewicz. Mit einer Trauerandacht für die verstorbenen Rabbiner und ersten Vorsteher schloß die würdige Feier. — In Betsche ist vor einigen Jahren das bewegliche Vermögen der dort aufgelösten Synagogengemeinde der Nachbargemeinde Tirschtiegel zugefallen, während die Synagoge und einige andere Grundstücke der dortigen Stadgemeinde zufielen. Die Stadtvertretung hat jetzt beschlossen, das Gotteshaus niederzureißen und auf derselben Stelle das Rathaus zu errichten. — Bei der am 27. v. M. in Ostrowo stattgefundenen Vorstandswahl der Chewa-Kadischa sind die Herren L. Callomon, Dr. Hartmann und M. Rothstein wiedergewählt und als deren Stellvertreter die Herren J. Bialecki und G. Bergemann neu gewählt worden.

⚔ **Gleiwitz**, 12. Oktober. (Spende. Sanitätsrat Dr. Freund.) Die in Leipzig verstorbene, früher hier wohnhaft gewesene Frau Lina Lustig, geb. Schlessinger, hat der hiesigen Synagogen-Gemeinde ein Kapital von 100 000 Mark mit der Bestimmung vermacht, daß aus den Zinsen bedürftige der jüdischen Religion angehörige Personen unterstützt werden. Die Stiftung soll den Namen: „Wilhelm und Lina Lustigsche Stiftung" tragen. — Am 3. d. Mts. verschied hier in einem Alter von 74 Jahren Sanitätsrat Dr. Simon Freund, einer der verdienstvollsten Männer Oberschlesiens und geschätzester Mitbürger unserer Stadt und Provinz. Seiner am 5. d. Mts. erfolgten Bestattung wohnten fast sämtliche Rabbiner Oberschlesiens bei.

y. **Hannover**, 12. Oktober. Die Mitteilung Ihres Petersburger m-Korrespondenten in Nr. 40 d. Ztg., daß die Leitung der argentinischen Kolonisation beschlossen hat, die jüdische Ackerbauschule in Ahlem an sich zu bringen, beruht auf einem Mißverständnis. Es ist niemals die Absicht des Baron Hirsch-Komites oder der Jewish-Colonisation gewesen, die Anstalt zu übernehmen, was an und für sich schon das Testament und die Statuten nicht gestatten, und auch der Vorstand der Erziehungsanstalt hat sich niemals mit dem Gedanken getragen, dieselbe umzugestalten oder an ein Komite in irgend einer Weise abzutreten. Unverwandt hält der Vorstand an dem Plane fest, der dem Stifter bei der Gründung vorschwebte, daß diese Anstalt in erster Linie zum Segen für deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens wirken soll, und sie wird das Ziel ihrer Thätigkeit nach Erlangung der Korporationsrechte, die für ganz nächste Zeit in Aussicht steht, noch fester ins Auge fassen. Es ist damit nicht ausgeschlossen, daß sie der Gesamtheit zu dienen bestrebt ist und auch nichtdeutschen jüdischen Jünglingen gern ihre Pforten öffnet, um denselben die Gelegenheit zu bieten, sich die Vorkenntnisse für Ackerbau und Gärtnerei anzueignen, die sie in den Stand setzen, diese Berufsarten in fremden Ländern mit Erfolg treiben zu können. Richtig ist, was in dem genannten Berichte mitgeteilt wird,

daß die Herren Dr. Sommerfeld, Sekretär des verstorbenen Baron Hirsch, und Direktor der J. C. und Rechtsanwalt Dr. Plotke aus Frankfurt a. M. der Anstalt einen Besuch abstatteten und sie einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, haben sich die Herren recht günstig über die Prinzipien ausgesprochen, die bei der Erziehung der schulpflichtigen Kinder, wie bei der Ausbildung der Lehrlinge, innegehalten werden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß seitens des Baron Hirsch-Komites der Anstalt einige Schüler zur Erziehung und Ausbildung überwiesen werden. Es ist das Urteil der sachverständigen Männer um so höher anzuschlagen, als sie sich von den, besonders durch die knappen Geldmittel hervorgerufenen Schwierigkeiten, unter denen die Erziehungsanstalt arbeitet, überzeugt haben, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn diese erst beseitigt sein werden, auch die geringen noch vorhandenen Mängel beseitigt sein werden. Die hier erzogenen Kinder und Jünglinge werden körperlich gekräftigt und gestärkt und neben liebevoller Behandlung abgehärtet und gestählt; der eine Vorschlag des Herrn Dr. Max Nordau in seiner Antwort auf die Rundfrage ist hier bereits zur That geworden und wird zur Ausführung gebracht. Der Besuch der Herren Dr. Sommerfeld und Dr. Plotke ist auch noch aus einem anderen Grunde vom Vorstande mit Freuden begrüßt. Bei dem Bestreben, den Zöglingen nach ihrem Abgange von der Anstalt zur Erlangung einer Stellung behilflich zu sein, ist auch die Frage einer Uebersiedelung nach auswärtigen Kolonien in Erwägung gezogen und diejenigen, welche aus irgend welchen Gründen in Deutschland nicht bleiben wollen, werden sich, falls sie die ihnen gebotene Gelegenheit, sich in Landwirtschaft und Gartenbau auszubilden, richtig benutzt haben, nach Ableistung ihrer Militärpflicht dort als Instrukteure und Kolonisten selbständig machen können. Vorab wird aber für die heimischen Zöglinge auf die Verwertung ihrer Kenntnisse und Kräfte in der Heimat selbst Bedacht zu nehmen und mit aller Macht dahin zu wirken sein, die Hindernisse zu beseitigen und einen arbeitsamen, tüchtigen Gärtner- und Bauernstand erstehen zu sehen.

n. **Einbeck**, 9. Oktober. (Synagogenweihe.) Kürzlich fand hier die Einweihung der neuerbauten Synagoge statt. Am Vorabend versammelte sich die Synagogen-Gemeinde zum letztenmale im alten Gotteshause. Nachdem Mincha und Maariw gebetet waren, sang der vierstimmige gemischte Chor unter Leitung des Lehrers Stern einen Choral. Alsdann hielt Landrabbiner Dr. Lewinsky aus Hildesheim eine Abschiedsrede, die einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Dieselbe wird im Druck erscheinen. Chorgesang beschloß die Feier. Unter den üblichen Gesängen wurden hierauf die Thorarollen in den Vorraum des neuen Gotteshauses überführt. Die Einweihung des neuen Gotteshauses begann um 12 Uhr vormittags. An der Feierlichkeit nahmen, unter den zahlreichen Gästen besonders hervorragend, teil: Herr Bernhard Meyersfeld-Braunschweig, der hochherzige Spender von 20,000 Mark zum Tempelbau, Herr Wilhelm Erdmann-Frankfurt a. M., der sich ebenfalls um unsern Neubau verdient gemacht, der Bürgermeister, das Bürgervorsteher-Kollegium, der Prediger der Baptisten-Gemeinde, Rabbiner Dr. Jakob-Göttingen und mehrere Lehrer aus den benachbarten Gemeinden. Nach den üblichen Eröffnungszeremonien begann die Feier mit Sologesängen des Vorbeters, Lehrers Stern und den Gesängen des Chores mit Harmoniumbegleitung. Die vortreffliche Weiherede des Herrn Landrabbiners wird ebenfalls im Druck erscheinen. Die Feier dauerte 1½ Stunden. — Um 4 Uhr fand das Festessen statt, an welchem 150 Personen teilnahmen. Es wurden zahlreiche Tischreden gehalten. Hieran schloß sich ein Vergnügen für die Kinder unter Leitung ihres Lehrers Stern. Im Gedächtnis der Kinder wie der Erwachsenen wird der festliche Tag als eine dauernde Erinnerung bleiben.

R. **Göttingen**, 13. Oktober. (Erwiderung.) Ich bin der Meinung, daß eine Zeitung, welche sich „Allgem. Israelitische Wochenschrift“ nennt, wenn sie Berichte über Vorkommnisse innerhalb der Gemeinden bringt, sich vergewissern müßte, ob derartige Berichte auch keine Deutung zulassen, welche der Wahrheit widersprechen würde. Wenn ein kleiner Teil der Mitglieder hiesiger Gemeinde sich seit einiger Zeit von dem öffentlichen Gottesdienste in der Synagoge fernhält und für Freitag Abend und Sonnabend Vormittag ein besonderes Betlokal benutzt, so können die Gründe hierfür nicht „Reformen und Aenderungen im Gottesdienst“ sein, weil seit dem Jahre 1860 keinerlei Reform und Aenderung in der Liturgie angenommen sind, die Mitwirkung der Orgel beim Gottesdienst ist seit dem Jahre 1872 eine Einrichtung derselben. (Der Herr Einsender würde uns verpflichten, wenn er uns sagen wollte, wie wir die Nachricht über die Separation einiger Mitglieder sonst hätten bringen sollen und inwiefern seine Berichtigung der Mitteilung unseres Korrespondenten widerspricht. Red.)

— **Herford**, 13. Oktober. (Verlassen ist er!) Nämlich Herr Stöcker auch bei uns, in „seinem“ Wahlkreise. Herr Stöcker hielt hier vor seinen alten Freunden einen Vortrag, in welchem er die Gründe für seinen Austritt aus der konservativen Partei angab und zugleich für seine „christlich-soziale Partei eifrig warb. Das Ende vom Liede war eine einmütige Ablehnung der neuen Stöckerschen Parteigründung.

= **Jena**, 11. Oktober. (Religionsverfolgung.) Am schwarzen Brett der hiesigen großherzoglichen Anatomie ist ein Auszug der Statuten des „Mediz. Vereins“ angeschlagen, in deren einem Paragraph es heißt: „Mitglied des Vereins kann jeder bei der Universität immatrikulierte Mediziner werden, welcher der mosaischen Religion nicht angehört.“ Es muß doch schon weit gekommen sein, wenn ein Rektorat der thüringischen Gesamtuniversität Jena derartige Statuten eines wissenschaftlichen Studentenvereins genehmigt! Es wäre interessant, die Gründe des Rektorats zu erfahren, welche es veranlaßt haben, die auf unvollständiger Parität aller rite Immatrikulierten beruhenden Satzungen zuzulassen.

Dortmund, 12. Oktober. (Der Verein zur Verbreitung und Förderung der Handwerke unter den Juden) hielt hier seine Jahresversammlung ab. Nach dem Jahresberichte wurden von der Abteilung Köln von 1890 bis jetzt 34 Zöglinge entlassen. Davon sind zwei als Gesellen nach Amerika ausgewandert, drei sind Soldaten, zwei selbst-

ständige Meister, die übrigen als Gehilfen in ihrem Handwerk thätig. Die Abteilung Düsseldorf berichtet über 53 Zöglinge, von denen fünf nicht bei ihrem Handwerk verblieben sind. Der Vorstand bezeichnet das Ergebnis als sehr gut und geeignet, das noch immer, auch von wohlwollend gesinnten Glaubensgenossen ausgesprochene Vorurteil zu beseitigen, daß die zum Handwerk erzogenen jüdischen Knaben sich leicht wieder vom Handwerk abwendeten. Vereine, die ihre Thätigkeit als einfache Unterstützungssache betrachteten, dürften freilich einen derartigen Abfall oft zu beklagen haben. Zwistigkeiten mit dem Meister, die Gelegenheit, im Handel etwas mehr zu verdienen, schlechte Ausbildung infolge schlechter Wahl des Meisters trieben diese Knaben oft dem Handel wieder in die Arme. Wer aber nach den Grundsätzen des Vereins arbeite, selbst den geeignetsten Meister suche, selbst den Verkehr mit diesem unterhalte und, wie es in den bestehenden Lehrlingsheimen geschieht, die ganze Erziehung übernehme, den Knaben Berufsfreudigkeit und Berufsstolz einimpfe, der werde sich auch an der Berufstreue der ausgebildeten Knaben erfreuen. Der Verein will die Erziehung in den Lehrlingsheimen, soweit es seine Mittel erlauben, ausdehnen. Im abgelaufenen Jahre hatte der Verein 112 Lehrlinge unter seiner Obhut, wovon 37 nach beendeter Lehrzeit, drei aus andern Gründen entlassen wurden. Die Gesamteinnahme betrug 13814 Mark. Die Abteilung Düsseldorf schloß mit einem Fehlbetrage von 3792 Mark, die von Köln mit einem solchen von 869 Mark.

X **Mannheim**, 12. Oktober. Der hier veranstaltete antisemitische Parteitag für Baden, die Pfalz und Elsaß-Lothringen war von 41 Ortschaften beschickt worden. Es wurde die Verschmelzung der zwei Geschäftsstellen in Heidelberg und Karlsruhe beschlossen, so daß die Leitung der antisemitischen Partei sich nunmehr einheitlich in Heidelberg befindet. Ueberall in Baden sei ein stetiges Umsichgreifen der Parteibewegung festzustellen. Auch in der bayrischen Pfalz, sowie in den Reichslanden soll jetzt mit der Parteiorganisation vorgegangen werden. Beide Länder seien für die antisemitische Agitation ein dankbares Feld.

e. **Düsseldorf**, 12. Oktober. (Das Judentum und das „jüdische Aussehen“) hat hier einen jüdischen Sänger um ein Engagement gebracht. Der lyrische Tenor Adolf Perluß, der mit den größten Erfolgen neun Jahre lang am Landestheater zu Prag thätig war, wurde von unserem Theaterdirektor Eugen Staegemann nicht engagiert, weil er „Jude sei und ein zu jüdisches Aussehen habe.“

⚘ **Hamburg**, 12. Oktober. (Stiftungen.) Das Testament des verstorbenen Kaufmanns J. W. W. Solomon in Hamburg enthält außer einer Verfügung zu gunsten der Witwe Legate an sechszig Personen im Betrage von 2000000 Mark. Ferner sind 200000 Mark hiesigen und auswärtigen wohlthätigen Vereinen und 1000000 Mark für eine Stiftung vermacht, wovon die Zinsen von 800000 Mark zur Unterstützung milder Stiftungen und notleidender Personen aller Konfessionen und die Zinsen von 200000 Mark zur Ausbildung begabter Knaben und Jünglinge in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe bestimmt sind.

b. **Emden**, 9. Oktober. (Berichtigung.) Ich bitte, in Ihrer gesch. Zeitschrift zu melden, daß entgegen falschen Berichten kein Austritt aus der hiesigen Synagogengemeinde erfolgt ist und hierzu keinerlei Anlaß vorliegt. In der Nachbargemeinde Leer, welche über 80 Mitglieder zählt, sind 9 Mitglieder ausgetreten, aber nicht infolge vorhandener religiöser Streitigkeiten, sondern wegen persönlicher Dinge, besonders wegen der Nichtbestätigung eines Mannes als Schulvorsteher, den die Behörde als hierzu ungeeignet bezeichnen mußte. Die Ausgetretenen entziehen sich der schweren Steuerlast, die auf der Gemeinde infolge des Synagogenbaues ruht und bilden einen Verein — nicht eine Gemeinde, wozu die Genehmigung der kgl. Regierung gehören müßte — bei dem einige ganz unqualifizierte Leute als Vorsteher und Schächter fungieren. Die Gemeinde hat sich gegen weiteren frivolen Austritt durch die strenge Friedhofsordnung, welche für die Gemeinde Trier seinerzeit genehmigt und nachgearbeitet ist, schützen müssen.

A. **Kettwig a. d. Ruhr**, 9. Oktober. (Lehrerkonferenz.) Donnerstag, den 24. September tagte in Duisburg die Bezirkskonferenz der Lehrer Düsseldorfs und Umgegend. Aus den Verhandlungen ist besonders hervorzuheben der Vortrag des Kollegen Block-Oberhausen: „Welche Methode ist die geeignetste für den hebr. Uebersetzungsunterricht?“ Der gedankenreiche, frei gehaltene Vortrag gipfelte in folgenden Sätzen: Ziel des Uebersetzungsunterrichts ist, die Kinder zu befähigen, dem Gottesdienst mit Verständnis folgen zu können und Liebe für das Judentum zu erwecken. Stoff bieten das Gebetbuch und der Pentateuch; aus ersterem besonders die Gebete für den Sabbatgottesdienst, aus letzterem die Moralgesetze des 2., 3. und 5. Buches. Der Lehrgang ist: Lesenlassen des Uebungsstückes, Herausschuchen der bekannten Wörter, Angabe der Bedeutung neuer Wörter mit Hilfe der Grammatik, Besprechung des Inhaltes, Einüben der Uebersetzung, schriftliche Wiedergabe in freier Uebersetzung. Den Kindern werden keine übersetzten Bücher in die Hand gegeben; wohl aber ist die Anlage eines Vokabulariums seitens der Kinder zu empfehlen. — Im weiteren Verlaufe der Besprechungen wurde, um einen stärkeren Besuch der Konferenzen zu erzielen, dem Vorstand des Vereins jüd. Lehrer in Rheinland und Westfalen eine andere zweckmäßigere Abgrenzung der verschiedenen Bezirke vorgeschlagen.

B. **Wien**, 9. Oktober (Allerlei.) Am 4. d. M. fand in Baden bei Wien die Vermählungsfeier der jüngsten Tochter des Herrn David von Gutmann mit einem veritablen jüdischen Grafen, dem Attaché der italienischen Botschaft in Paris Vittorio di Carobio statt. Bei der Tafel ermahnte Gutmann tiefbewegt das Brautpaar an der Pietät, der Grundlage der Religion, sowie an den ererbten heiligen Traditionen, welche nicht in dem berechtigten Bestreben, dem Zeitgeiste zu entsprechen, untergehen dürfen, festzuhalten. — In unseren Tagen ist es nichts Seltenes mehr, daß ein Monarch einen Juden zur Tafel zieht. Daß aber ein Jude die Ehre hat, mit drei Monarchen zugleich an der Tafel zu sitzen, das ist gewiß etwas Seltenes. Zur Galatafel, die unser Kaiser anläßlich der Eröffnung des Eisernen Thores zu Ehren der Könige von Rumänien und Serbien in Orsova gegeben, wurde auch der Kultusvorstand jenes Bezirkes, Herr

Salomon Sternthal geladen. Herr Sternthal hatte übrigens auch die Ehre, den Kaiser in einer besonderen Audienz feierlich begrüßen zu können. — Dr. Lueger kandidiert für die Leopoldstadt, um das Mandat in diesem eigentlichen „Judenviertel" für die Christlich-Sozialen bei den Landtagswahlen zu erobern. — Wie vorauszusehen war, hat der Gemeinderat in seiner Sitzung vom 3. d. M. den famosen Beschluß gefaßt, den Hausierhandel in Wien zu verbieten. Trotzdem die Gemeinderäte Dr. Stern und Wrabetz nachwiesen, welches Unrecht den armen Hausierern zugefügt wird, stimmte auf Geheiß Dr. Luegers die Majorität für den Antrag des Stadtrates, nach welchem gegen unbescholtene und arbeitsfreudige Leute förmlich eine Hetzjagd in Szene gesetzt wurde. Merkwürdig blieb es, daß nur 17 Stimmen gegen den Antrag abgegeben wurden. Wo blieben die anderen Liberalen? — Auch wir haben heuer Vorstandswahlen in unsrer Kultusgemeinde. Zu meiner Freude kann ich konstatieren, daß hier die Wahlbewegung viel reger ist als in Berlin, wo man nur in Ihrem Blatte etwas von einer Wahl und einer Propaganda verspürt. Hier hat sich zu diesem Zwecke ein „Wahlkomité für die Kultusgemeindewahlen in Wien" gebildet. Dem Gerüchte, daß trotz dieser universellen Komitékonstituierung sich noch ein Separat-Wahlkomité aus Mitgliedern des abtretenden Vorstandes bilden wolle, tritt man in diesen Kreisen selbst am lebhaftesten entgegen. Sehr begreiflich! Wollen nämlich diese Herren abermals kandidieren, dann können sie füglich nicht ein wechselseitiges Wahlversicherungsbureau, ein Komité aus Kandidaten bilden! Reflektieren aber diese Herren auf eine Neuwahl nicht, dann finden sie behufs Mitwirkung an der Wahlbewegung willigste Aufnahme in dem großen einheitlichen Wahlkomité

h. **Odessa**, 13. Oktober. In der hiesigen ersten Kommerzschule herrschen eigentümliche Verhältnisse. Die Vakanzen für jüdische Schüler mosaischer Religion sind längst alle besetzt und es mußte noch eine große Zahl Schüler, die das Aufnahmeexamen bestanden hatten, zurückgewiesen werden. Von den christlichen Schülervakanzen blieben aber bis jetzt noch 25 unbesetzt und können nicht etwa mit den zurückgewiesenen besetzt werden, da die Schülerzahl in ihrer Zusammensetzung dem Prozentsatz der jüdischen Kaufleute zu den christlichen entsprechen muß, der sich wie 47 : 53 verhält. Die jüdischen Kaufleute haben daher beschlossen, den Finanzminister während seiner letzten Anwesenheit in Odessa zu bitten, die noch leeren christlichen Vakanzen mit jüdischen Kindern zu besetzen.

— **Paris**, 11. Oktober. Ueber den Brand in Fez, der Hauptstadt Marokkos, wo, wie in voriger Nr. gemeldet, das ganze Judenviertel ein Raub der Flammen wurde, liegt jetzt ein ausführlicher Bericht vor: Mehrere Leute sind in den Flammen umgekommen, viele verwundet worden; 500 Männer, Weiber und Kinder flüchteten ganz oder halbnackt vor dem Brande in die Felder und wagten erst nach 24 Stunden zurückzukehren. Das „Mellach" (Ghetto) von Fez, in dem etwa 4000 Juden wohnten, war eines der interessantesten, farbenprächtigsten und reichsten Judenquartiere des Orients. Man betrat es von Neu-Fez aus, von dem es eine hohe Mauer trennte, durch einen maurischen Thorweg, der den Ausblick auf eine lange und schmale Straße bot, in der sich das eigenartige Treiben der marokkanischen Juden zusammendrängte. Im Gegensatz zu den kahlen Mauern der Araberwohnungen schmücken die Judenhäuser zahlreiche Fenster, die mit buntgestrichenen Ladenverschlägen verkleidet sind. Oben stoßen die Giebel dicht zusammen, wie in den Straßen des Mittelalters, so daß man sich über die Gasse hinüber die Hand reichen kann. Während die marokkanischen Jüdinnen an der Küste zum großen Teil schon europäische Kleidung angelegt haben, gefielen sich die mit Recht wegen ihrer Schönheit berühmten Evastöchter von Fez in der kleidsamen, alten, malerischen Tracht, dem kunstvollen Aufputz der schwarzen Haare mit der Haube darauf, dem prächtigen, goldgestickten Mieder und dem kurzen, bunten Rock. Mit dem Ghetto von Fez ist ein Stück Orient dahingeschwunden, das dem Besucher stets in unvergeßlicher Erinnerung bleiben wird.

m. **St. Petersburg**, 11. Oktober. (Verschiedenes.) Die „Nowosti" wissen zu berichten, daß man damit umgeht, diejenigen Landstädte, die eine größere Einwohnerzahl und lebhaften Handelsverkehr aufweisen, zu Kreisstädten zu erheben, dagegen die andern Landstädte zu Dörfern zu degradieren. Welcher Schlag die letztere Verfügung für unsere auf dem Lande und in sehr beschränktem Maße wohnberechtigte Judenschaft bedeuten würde, ist klar. — Bei Alt-Dieniawa (Polen) sind auf dem Gute des Grafen Stadicki jüdische Tagelöhner und Tagelöhnerinnen mit Feldarbeiten beschäftigt. Ihr Tagelohn beträgt nur 40 Kopeken, und bedürfnislos, wie sie sind, kommen sie damit aus. Der Verwalter des gräflichen Gutes stellt ihnen das beste Zeugnis aus. Im Winter sind sie ohne Beschäftigung und in großem Elend. — Die Nachricht, daß in den argentinisch-jüdischen Kolonien die Ernte und das stehende Getreide von Heuschrecken vernichtet worden, bestätigt sich. — In Odessa und in Rostow a. Don sind juristische Fragen zur Erörterung gekommen, deren Aufwerfung schon für die Rechtsverhältnisse der russischen Juden bezeichnend sind. Der Odessaer Fall ist folgender: Die Gläubiger im Konkurse eines gewissen F. Drut wählten einen jüdischen Kaufmann, S. Bernstein, zum Massenverwalter. Diese Wahl erhielt aber nicht die Bestätigung des Gerichtes, das eine Entscheidung des Senats vom Jahre 1892, wonach Juden ein Richteramt, das ihnen die Verfügung über Vermögen Anderer einräumt, nicht bekleiden durften, ausdehnend interpretierte. Die höhere Instanz war aber anderer Meinung, hob den Beschluß der untern Instanz auf und bestätigte Herrn S. Bernstein in seinem Massenverwalter-Amte. — Der Rostower Fall ist folgender: Die Polizei verbot die Abhaltung jüdischer Gottesdienste in jüdischen Kranken- und Versorgungshäusern, mit Berufung auf den Wortlaut des Gesetzes, das jüdische Gottesdienste nur in Synagogen und Bathe-midraschim gestattet. Die jüdische Gemeinde von Rostow hat an die Oberbehörde rekurriert und den Rekurs ausgiebig gesetzlich gestützt.

⊙ **Brody**, 11. Oktober. (Salomon Chajes.) Unsere Gemeinde hat einen herben Verlust zu beklagen. Mit dem nach längerem Krankenlager erfolgten Heimgange des kaum im 62. Lebensjahre stehenden allgemein beliebten Herrn Salomon Chajes erlosch ein wackerer Vorkämpfer für die Rechte und Interessen seiner zurückgebliebenen Brüder und Förderer ihrer geistigen Entwickelung vom Standpunkte der angestammten

und überlieferten Religion. Der Entschlafene war der älteste Sohn des als Gelehrter rühmlichst bekannten Rabbi Hirsch Chajes, Rabbiner zu Zolkiew, durch hervorragende Talente veranlagt, mit gründlichem Wissen des jüd. Schrifttums und profanen Kenntnissen ausgerüstet. Sein bedeutendes Wissen, vereint mit konziliantem Charakter, verwendete er für gemeinnützige jüdische Interessen, weswegen es auch in Brody keine bedeutendere gemeinnützige Institution gab, der er nicht mit ganzer Seele anhing. Sein Andenken wird hier für alle Zeit fortbestehen.

Warschau, 12. Oktober. (Allerlei.) Am 30. September ist hier der Redakteur des „Israelita", Samuel Peltyn, 66 Jahre alt, gestorben, betrauert von allen, die sein warmfühlendes jüdisches Herz kannten und sein theologisches wie profanes Wissen anerkannten. — Es verlautet, daß die vor einigen Jahren erlassene Verfügung, wonach die Zahl der jüdischen Studenten auf den Hochschulen das Verhältnis von fünf Prozent der Gesamtzahl der Studierenden nicht überschreiten dürfe, demnächst aufgehoben werden soll. — Wie notwendig die Abschaffung der „Korobka" (Fleischsteuer) ist, wie die Erhaltung derselben ein schreiendes Unrecht gegen die Juden, die allein die Steuer aufzubringen haben, bedeutet, das zeigt wieder das folgende Geschichtchen. Die jüdische Gemeinde in Perayaslaw hatte um die Bewilligung einer Summe von 16000 Rubel aus dem jüdischen Fleischsteuerfonds petitioniert, um damit zum Andenken an die Krönung ein Altersversorgungshaus zu erbauen. Diese Petition wurde abgelehnt, dagegen aus demselben Fonds, zu dem doch nur Juden beisteuern, 15000 Rubel für Errichtung eines Mädchengymnasiums in Odessa bewilligt, zu dem Jüdinnen nur in ganz beschränkter Zahl zugelassen werden.

St. **New-York**, 2. Oktober. (Sabbatfeier und Sonntagsruhe.) Dieser Tage hatte der Richter Cornell über eine schwierige Frage in Sachen der Sonntagsruhe zu entscheiden. Mehrere jüdische Kaufleute wurden vor Gericht citiert und die Anklage wegen Störung der Sonntagsruhe wider sie erhoben. Die Angeklagten machten geltend, daß sie den Sabbat hielten. Der Richter entschied nun, daß, da nach § 264 des Kriminalgesetzes es vollständig genüge, wenn der Beklagte einen anderen Tag (als den Sonntag) in der Woche, den Sabbat, den seine Religion vorschreibe, halte, er sämtliche Angeklagten freispreche, und fügte hinzu, daß er in allen ähnlichen Fällen mit einem Freispruch vorgehen werde.

---

* **Aus den Gemeinden.** Versetzt: HH. Lehrer Graf von Glogau (als Sekretär) nach Breslau; — J. Galliner von Landsberg (Ostp.) nach Dt. Eylau; — J. Rosenthal von Löbau (Westpr.) nach Czarnikau; — Dr. Lewin von Labischin an das Bethamidrasch in Inowrazlaw.

— Vakanzen. Posen (Brüdergemeinde): Sof. mus. geb. K. (Chor u. Orgel). Fix. 3000, Nbk. ca. 3000 Mk. Meld. an Kommerz.-Rat Milch. — Baldenburg (Westpr.): Sof. Rl., K., Sch. Eink. 1000 Mk., Reisek. d. Gew. Meld. an Leop. Salinger. — Schwirz: K., Sch. Fix. 600 Mk., fr. W. u. Nbk. Meld. an H. Ucko in Staedtel (Oberschl.). — Mur. Goslin: Sof. R., K., Sch., Kore, Tokea. Fix. 700, Nbk. 400 Mk., fr. W., Reisk. d. Gew. Meld. an S. Engländer. — Landsberg (Ostpr.): Rl., K., Sch. Fix. 1000, Nbk. ca. 300 Mk. Meld. an A. Rubert. — Schöneck (Westpr.): Sof. gepr. Rl., K., Sch. (deutsche Vortr.) Fix. 1500, Nbk. ca. 150 Mk. — Tremessen: Zum 1. 12. K., Sch., Kore. Fix. 1200 Mk., fr. W, Reisk. d. Gew. Meld. an Jonas Jakob. — Homberg (Oberhessen): Zum 1. 11. unverh. Rl., K. Fix. 900 Mk. u. etw. Nbk. Meld. an Löb Stern. — Borken (Westf.): Zum 1. od. 15. 11. unverh. El., K., (Sch. bevorz.) Anf.-Geh. 1000 Mk. u. reichl. Gelegenh. zu Nbk. — Rhoden (Waldeck): Sof. Rl., K., Sch. Fix. 900 Mk. u. Nbk. Reisk. d. Gew. — Ahrweiler: Sem. geb. Rl., K. Fix. 900 Mk.

Aus dem Leserkreise.

Sehr geehrte Redaktion! Der Ursprung des Wortes Nebbich ist uns nicht unbekannt — Nebbich heißt eigentlich Nehepach! — Gott wends (zum Guten) quod ut dii bene vertant! — und ist durch Umbildung im Laufe der Zeit in Nebbich verdorben worden. S. Birnhard.

Das Gedicht „Nebbich" in Nummer 41 Ihrer geschätzten Zeitschrift giebt mir Veranlassung zu bemerken, daß der Ursprung des Wortes „Nebbich" doch nicht so unbekannt ist. Er ist die verstümmelte Zusammensetzung der Worte „nie bei Euch" und giebt es in der Jargonsprache sehr viele Wörter und Ausdrücke, welche aus reinem Deutsch übernommen, verstümmelt worden sind. — Wenn ein Jude dem andern von einem Unglücke berichtet, das einen Bekannten betroffen, so wendet er gewöhnlich das Wort „nebbich" oder richtiger „nie bei Euch" an, um anzudeuten, daß der andere von gleichem Unglück verschont bleiben möge. Die von mancher Seite gepflogene Herleitung des Wortes von dem hebräischen Worte נקוך ist dagegen eine irrige.

Memel, 12. Oktober. G. Millner.

Brief- und Fragekasten.

Den Schlußartikel über die „Vorstandswahl in Berlin" werden wir aus bestimmten Gründen erst in nächster Nr. bringen.

Hrn. A. M., Hamburg. Sie haben in unserm Hamburger Bilde den Begriff Aktualität mißverstanden. Aktuell predigen heißt so viel wie Tagesfragen berühren. Daß Herr Dr. L. die Einrichtung einer 70 Jahre entbehrten Religionsschule angestrebt und durchgeführt und auf dem Gebiete der praktischen Wohltätigkeit unermüdlich arbeitet, sei gern konstatiert; das ist auch sehr schön, hat aber mit „Aktualität" nichts zu thun. — Hrn. Pred. P., M. Grabreden sollten wir im Hauptblatte drucken? Das wäre unser — Tod. — Hrn. M. F., B. Wir kommen auf ihre Frage in der Beilage ausführlich zurück. — Hrn. C. L., G. Sie werden demnächst eine erneute Zuschrift erhalten. — Hrn. A. Sp., H. und F. S., L. Wir hatten noch immer keine Zeit, die umfangreichen Manuskripte zu lesen und bitten um Geduld. — Hrn. M. J. u. a., hier. Gewiß bringen wir nach wie vor kritische Berichte über die Repräsentantensitzungen. Die Berichterstattung einstellen — den Schmerz wollen wir dem Vorstand doch nicht anthun. — Anonymus, hier. Anonyme Zuschriften werden nicht berücksichtigt. — Herrn J. O., Frkft. a. M. Eine Erwiderung unseres dortigen M.-Korrespondenten auf die Artikelserie des Direktor Dr. H. erscheint in nächster Nr.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 8.